

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 8 — Sonntag, 24. Februar 1935

Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
war ich, und ich wandert' aus,
und der Jugend frohe Tänze
lieb ich in des Vaters Haus.

All mein Erbeil, meine Habe
werf ich fröhlich glaubend hin,
und am leichten Pilgerstabe
zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hottien
und ein dunkles Glaubenswort:
„Wandle,“ rief's, „der Weg ist offen,
immer nach dem Ausgang fort.“

Bis zu einer goldenen Pforte
du gelangst; da gehst du ein;
denn das Irdische wird dorten
himmlisch, unvergänglich sein.

Abends ward's und wurde Morgen,
nimmer, nimmer stand ich still;
aber immer blieb's verborgen,
was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß;
über Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
kam ich, der nach Morgen floß;
froh vertrauend seinem Faden,
werf' ich mich in seinen Schloß.

Hin zu einem großen Meere
trieb mich seiner Wellen Spiel;
vor mir liegt's in weiter Leere,
näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
ach, der Himmel über mir
will die Erde nie berühren,
und das Dort ist niemals hier!

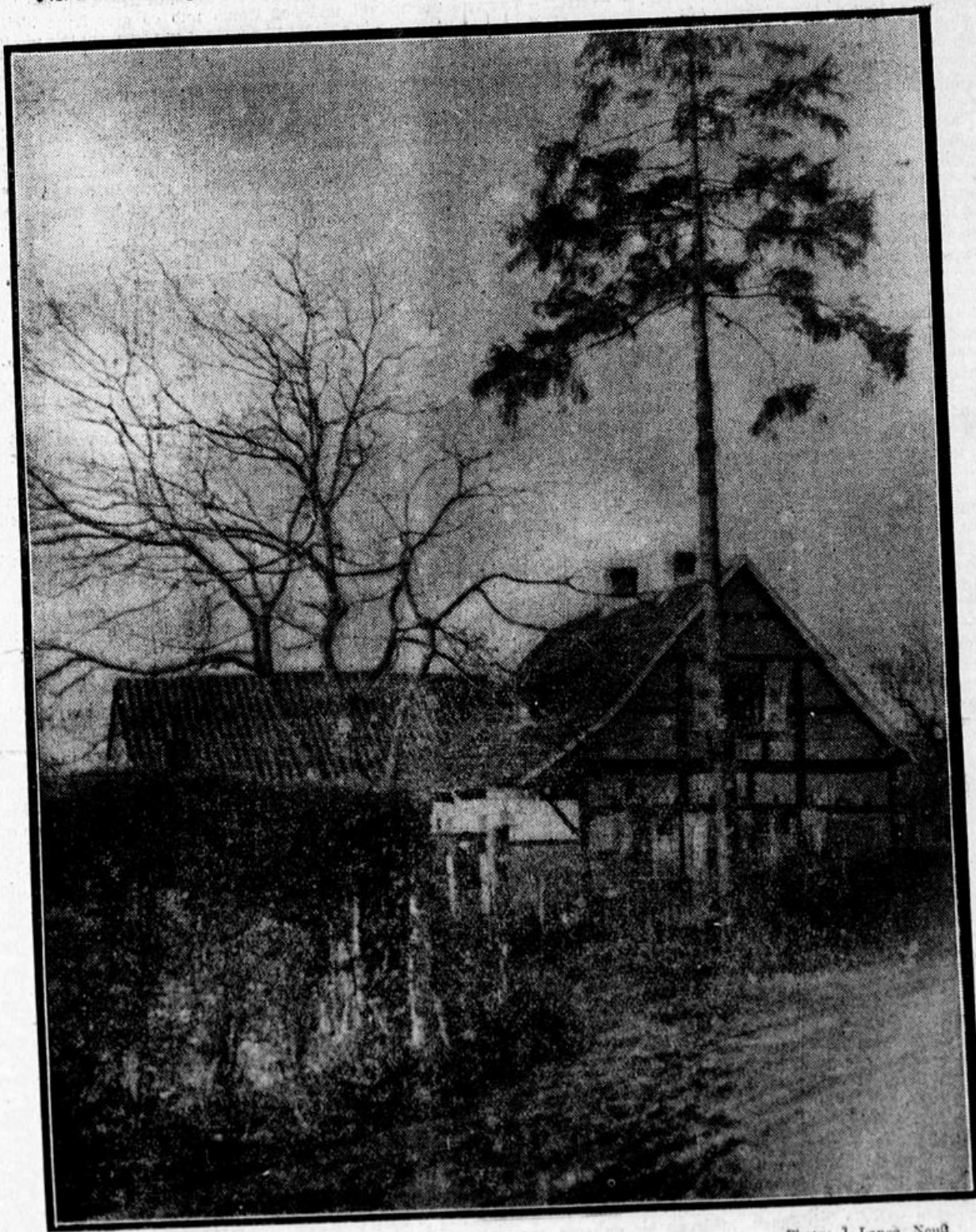
Friedrich v. Schiller.

Haus am Wege.

So viele Häuser und Hütten stehen an Straßen und Wegen.
Lebendige Beziehung ist zwischen ihnen. Hat nicht vor hundert
und aberhundert Jahren — kann es heute nicht vorkommen? —
die Straße oft genug Dörfer und Städte und Burgen gegründet?
Wenn es eine Straße war, die dem Menschen etwas bedeuten
konnte, ging er hin, baute vier Mauern mit Türen und Fenstern
und Kammern und einem Dach darüber. Oder größer werden-
des Volk verlangte nach Wohnung, nach einem Dache: da
wuchs und mehrte sich das Haus; schnell reiheten sich Zeilen an-
einander, und da mußte die Straße sich beugen, zu werden und
zu verbinden. Oder der Mensch schuf planvoll Häuser und
Straßen zugleich. So ist alles geblieben bis in unsere Zeit.

Ein Haus ohne Straße ist wie ein Mensch in Einsamkeit. Sie
sehen mit ihren Augen in die Welt, ohne sich ihr Getriebe näher
gehen zu lassen. Sie schmücken sich nicht bei den Festen der
Menschen und trauern nicht mit ihnen. Sie können Ruhe und
Glück und Zufriedenheit in sich bergen, aber auch Menschen-
furcht und unruhige Scheu und Haß können an ihnen nagen, in
ihnen wüten. Es sieht niemand, denn kein geordneter Weg führt
zu ihnen hin. Aber man ahnt es, dieses oder jenes; in der Ein-
samkeit jenes Daseins sehen die Menschen die Grundlage dieses
Ahnens beschlossen. Und nur dem, der doch einen Weg in jene
Einsamkeit findet und wagt, dem wird sein Ahnen Wissen, Wis-
sen der Freude oder der Enttäuschung.

Wie war es um das Werden und das Gesicht des Hauses be-
stellt? War es vor vielen, vielen Menschenaltern, da wuchsen die
Wände in Erde aus der Mutter Erde hervor, geglättet und ge-
formt zwischen starkem, sicherem Holzgefäß bis zur Spitze des
Giebels. Und daraus sah Klarheit und Wahrheit, Schlichtheit
und Schönheit. Andere nahmen die gebrannte Erde — die Kunst
ist nicht neu, — und schichteten Stein um Stein in wohlbedachter
Lage, wölben sie ein wenig über hausteingerahmten Fenstern
und Türen, führten Linien und Sinne durch das Gemäuer als
sinnvollen Zierat und den Giebel hochsteigend mit Stufen und
Bogen. Aus bleigehakten Scheiben blinkte Schönheitssinn
und Bürgerstolz, Wohlhabenheit und Wohlgeborgenheit. Und
wieder kamen andere, die brachten viel Beiwerk an ihre Häuser,
verputzten und vertuschten die schönen Linien. Die Häuser
wurden wie die Menschen. Eine herbere Zeit brachte das alte
schöne nicht zurück, zog wohl strengere Striche in das Bauen der
Menschen. Dann wurden Häuser und Menschen stillos, gleich



Antlitz der Heimat — Wevelinghoven

Photo: J. Lange, Neuß

und stumpf. Nach langer Zeit ging wieder ein Suchen an, ein
Ringen; doch es fand keinen zeitbestimmenden Widerhall, keine
zeitbestimmende Gleichheit des Stiles, nur wohlthuende Ausnah-
men zwischen kalten oder grotesken Formen in Bau und Linie,
für die Erfüllung des Zweckes, Forderungen materieller Art, Be-
friedigung von Launen treibender Anlässe waren.

Des Bauern Haus blieb konservativ einfach, wie er und
sein Sinn. Er füllte noch lange Ziegel zwischen die Fachwerk-
Stämme seines Hauses. Und er baute noch lange nach Väter-
und Stammesart, die ihm gut schienen. Städtischen Manieren ward
erst langsam der Weg zum Lande offen.

In dem Gesicht des Hauses kannst Du manchmal lesen wie in
dem Gesicht eines Menschen. Doch so manches andere Mal ver-
führt Dich die Larve; da steckt hinter leuchtender Fassade das
Gegenteil von Glück und Freude und Frieden. All den Putz
müdest Du herunterreißen, und das überflüssige Beiwerk, um an
das Innere zu gelangen, um dann zu sehen, daß es schon ange-
fault ist. Und Du weißt, daß hier der heilende Baumeister nötig
ist, der ausbessert und blickt, ersetzt und heilt. Wie es im Leben
oft so ist, daß ein großer Baumeister und seine Werkleute hel-
fen und heilen müssen, — wenn Putz und Flitter und Tand des
Lebens weggelegt werden sollen.

In alten Städten haben alte Häuser oft ein eigenes Gesicht,
besondere Züge. Und die bestimmt eine Nische mit dem Bild
eines oder einer Heiligen. —

Häuser sind Menschenwandel, sind Menschen-
schicksal.
Soll man dazu noch etwas sagen?

Da habe ich ein Haus am Wege gefunden, am Flusse der
Heimat, wo mattgrüne Wiesen beginnen und stolze Hochstämme
in Spätwinter Sonne lange Schatten werfen. Bescheiden versteckt
es seine alten Wände hinter Hecke und Strauch. Fein sauberlich
ist sein klares Gewand abgegrenzt.

Es ist nicht lange her, da man sich des Hauses besonders an-
nahm, und als man den Türbalken von Tünche reinigte, — da
deckte man den Namen Gottes auf. ES STEHET IN
GOTTES HANT las man die großen Lettern. So hatte der Vor-
jahr gläubigergebenen Sinnes einmelfeln lassen. Und eine
Bitte dazu: GOTT BEHVT ES FVR FEVR UND BRANT. AMEN.
Wann es war, als das Haus aufwuchs, künden die ersten
Worte der Schrift: ANNO 1714 DEN 17. MERTS HAT
HINDRICH GAPPERTS DIESEN BAW AFE LASSEN
REICHTEN.

Eine tiefe Symbolik liegt in jenem Geschehnis. Und die
ragende Fichte steht daneben als himmelweisendes Ausrufe-
zeichen. Ja, es gibt auch andere Häuser an unserem Wege;
dort kannst Du Ruhe finden, wenn Du müde geworden bist vom
Wirtshaus am Wege des Lebens. — —

L P

Peter Loer / Vier Bilder aus Neußer Notzeit



Von Karl Neufmüller.

Nr. 2

Am Hause des Kammgierers vorbei, der mit seinem Freunde, dem Putzmacher, noch unter der Tür steht, geht der March weiter. Auf den Trommelruf tritt auch der Fäßbinder Gobel Akaide auf die Straße. Alle drei schließen sich dem Zuge an, der nun auf den Markt einströmt.

Mitten auf dem Platz macht die Abordnung des Besatzungskommandanten halt. Der Trommler schlägt einen Wirbel. Dann tritt der Anführer vor, stellt sich in Positur, blüht in die Runde über den Markt, als vergewissere er sich, daß auch viel Volks ihrem Geboten zulaure. Dann gibt er dem Tambour ein Zeichen und gleich darauf schlägt der seinen Ruf noch einmal, daß es über den Platz und die angrenzenden Straßen und Gassen dröhnt — ra — ta — tam — ra — ta — tam — rrrrrr — rrrrrr —

Nun ist Stille ringsumher. Erwartungsvoll stehen die Bürger in gemessener Entfernung und warten, was nunmehr geschehen wird.

Einen Augenblick wartet der Anführer der Söldner noch, dann tritt er neben den Trommler, entfaltete seine Rolle und verkündet den versammelten Neußer Bürgern den neuen Befehl des Besatzungskommandanten.

„Vas morgen Sonnenuntergang sind auf dem Plage vor dem Rheintore für die Verpflegung der Besatzungstruppen abzuliefern: 500 Brote, 10 Ochsen oder Kühe, 30 Eim Bier, 5 Fässer Wein, 1 Fäß Honig, dazu 5 Fuder Heu, Stroh und Haffer. Sollte die geforderte Menge nicht bereit sein, so wird mit Gewalt genommen, was vorgefunden wird.“

Ein kurzes Trommelgeräusch, dann ordnen sich die Soldaten zum Zuge und marschieren weiter durch die Straßen der Stadt, überall Angst und Schrecken verbreitend.

Langsam verläuft sich das Volk, in Gruppen zieht es ab, sich über die soeben vernommene Willfür des Willendont unterhaltend. Ein Unwille und eine Bitterkeit beherrschen die bisher so freien Neußer, daß mancher Plan in ihren Köpfen entsteht, wie man die so heiß ersehnte Freiheit wiedererlangen könne.

Au dem Eingang der Gasse, die vom Markt zum Dom führt und in der zur Marktzeit die Krämer ihre Buden aufstellen, standen die Nachbarn aus der Oberstraße, Gobel Akaide, der Fäßbinder, der Kammgierer Tilmann Heyde und der Putzmacher Schöneberger zusammen.

Sie machten ihrem Herzen Luft über den neuen Frevel des Kommandanten. Jedoch nicht in lauten Ausrufen und Verwünschungen taten sie dieses, nein, still und jedes Wort abwägend betrachteten sie die bedrückte Lage der Stadt und jammten auf Mittel und Wege, aus dem Joch zu kriechen.

Wie Akaide, der Fäßbinder, gerade das Wort nehmen will, da erscholl Geschrei vom Hause des Gewandwebers Kiser herüber. Aus dem Hause stürzten zwei Soldaten auf die Gasse, von denen der eine ein Wams, der andere ein Stück Tuch unter dem Arme trägt. Der Schneider rennt hinter den beiden Dieben her, sein Gut zurückfordernd. Doch die Plünderer sind im Vortheil, sie machen von ihren Stiefeln Gebrauch, als der Bestohlene verliert; ihnen die Beute zu entreißen und wehren den heftig schreienden und schimpfenden Schneider ab. Und er muß auch der Uebermacht weichen.

Untätig stehen die Bürger dabei und müssen zusehen, wie einer der ihrigen beraubt und ausgeplündert wird; sie dürfen nichts gegen diese Willfür unternehmen. Täten sie es doch, so jähnen die Söldner mit Verhärthung zurück und dann könnte ihnen noch Schlimmeres geschehen.

Um den armen bestohlenen Schneider bildet sich ein Menschenhaufe, der teilnahmsvoll dem Erzählen des Beraubten zuhört. Die Erbitterung gegen die Besatzung macht sich in Fluchen und Schimpfen Luft und immer wieder hört man die Ausrufe: „Es kann so nicht bleiben, es muß anders werden! Wir müssen unsere Freiheit wiedergewinnen, koste es, was es wolle!“

Best drängte sich ein Mann in den Kreis, Hermann Berchem, der Schmied aus der Drenkstraße. Was er erzählte, brachte die Gemüther erst recht in Erregung und trieb das Blut schneller durch die Adern.

„Ich besand mich in meiner Werkstatt“, berichtete Berchem, „meine Frau hatte im Garten zu tun, sie sah nach dem Federvieh. Plötzlich hörte ich sie schreien und nach mir rufen. Ich ließ alles stehen und lief in den Garten, um nach meinem Weibe zu sehen. Da gewahrte ich vier Soldaten, von denen zwei meiner Ehefrau zulefen und sie bedrängten, während die anderen den Hühnern die Hälse umdrehen und die Tiere in einen Sad verschwinden lassen.“

Das erste, beste Gienstück, das mir in die Hand kommt, nehme ich auf und dringe damit auf die Kerle ein. Sie lassen von meinem Weibe ab und bedrängen mich. Mit ihren Säffen sind sie mir über, und ob ich mich noch so sehr wehre, meine Hühner nahmen sie mir doch mit. Die Bezahlung könnt ihr hier sehen: zwei Stiche in den linken Oberarm trug ich davon,“ dabei lästete er sein Wams ein wenig und zeigte den mit Blut durchtränkten Verband an seinem Arm.

„Ein Ende muß die Qual haben! Es darf nicht mehr weitergehen mit der Willfür des Blutlaugers: Elend und Not, die uns schon gepakt haben, kommen ganz über uns und bringen uns und unsere Kinder um“, beendete der Schmied seine Erzählung und betastete seinen verletzten Arm, der ihm schmerzte.

Da kam noch ein Bürger in die Mitte der Versammelten und rief: „Freunde, Nachbarn, zerstreut Euch, ehe die Söldner kommen und Euch jagen! Sie sind hierher auf dem Wege, denn in der Oberstraße „Am Hirschen“ haben sie eine arge Bäckerei eingerichtet. Eine Bande Soldaten kam in die Schenke, zechte, spielte, aß und trank nach Herzenslust, und als sie endlich aufbrachen und der Wirt Bezahlung forderte, da haben sie den armen Mann arg geschlagen und geschunden, so daß er nun krank im Bette liegt.“

Bürger, geht nach Hause! Haltet Euch ruhig! Die Stunde der Vergeltung kommt!“

Der Haufe zerteilte sich.

Die Bürger eilten nach Hause, sich über die Vorfälle unterhaltend, dazwischen Verwünschungen gegen den Landesfürsten und seinen Besatzungskommandanten ausstossend.

Gobel Akaide, der Fäßbinder, wandte sich seiner Behausung zu, als der Mann, der eben so bestimmt zu den versammelt gewesenen Bürgern gesprochen hatte, ihn einholte und mit ihm ins Haus ging. Der Fäßbinder führte ihn in die Stube, befahl seinem Weibe, ihn mit dem Gast allein zu lassen, stellte Stühle

an den schweren Eichenstisch, damit zum Sigen einladend und wartete auf die Anrede des anderen.

„Gobel“, sagte nun Peter Loer, der Kaufmann und Ratsherr, dessen Wort in allen Versammlungen und Beratungen gewichtigen Klang hatte, „Gobel, ich kenne Euch als rechtschaffenen Mann, von gutem Charakter und hohem Bürgerinn. Ich weiß, daß Euch die Freiheit der Stadt und ihrer Bürger am Herzen liegt. Wie denkt ihr, acht lange Jahre haben wir die Knechtschaft der Besatzung schon erduldet, soll es so bleiben, sollen wir weiter stillhalten und uns duden, bis uns der Willendont ganz ausgeaugt hat?“

Die Zeit ist nicht mehr fern, dann liegen wir am Boden, dann übermannen uns das Elend und es gibt keine Rettung mehr. Lassen wir es soweit kommen, dann kommen wir nicht mehr hoch. Noch ist es Zeit, durch List und Gewalt die Befreiung zu suchen! Was meint ihr, Gobel?“

Eine Weile lag Schweigen zwischen ihnen — Dann begann der Fäßbinder: „Es gab eine Zeit, da standen die Bürger unserer Stadt in Einmütigkeit und Festigkeit zusammen, wichen und wankten nicht. Und je größer die Not wurde, desto unerschütterlicher wurde ihr Glaube an sich selbst und an ihr Werk, das sie vollbringen wollten und mußten. Das war vor mehr als hundert Jahren als der Burgunder vor den Toren lag und die Stadt begehrte.“

Sollte es nicht noch einmal möglich sein, daß die Bürger zusammenstehen zu einer Tat, die der Befreiung der Stadt gilt? Sollten sich keine aufrechten Männer finden, die Feiler sein wollten, in der Grundmauer zum Wiederrichten unserer Freiheit? Wohlan, laßt uns sehen und forschen nach Werksleuten, damit das Fundament gelegt werde!“

Wahr habt ihr gesprochen, Gobel Akaide, ich hab mich nicht in Euch getäuscht, ihr seid der rechte Mann für unsere Sache! So seid auch an den rechten Ort gekelt! Haltet Umstand unter den Jungstgenossen und wählet dann die Männer, die wir brauchen können, wenn die Stunde der Befreiung für uns schlägt.“

Wir müssen dazu eine günstige Gelegenheit abwarten und dann muß alles zum Vorschein kommen. Ich bin inzwischen auch nicht untätig und will auf eine Gelegenheit fundschaffen. Ueber eine Woche kommen wir hier wieder zusammen, um unsere Pläne weiter zu verfolgen.

Und nun, lebt wohl, Gobel Akaide! Der heilige Lurin geleite Euch!“

„Und Euch auch, Herr!“ dankte der Fäßbinder. Ein kräftiger Händedruck trennte die Männer, die entschlossen waren, das Neueste für die Freiheit der Stadt und ihrer Bürger zu wagen.

So fest wie Neuß.

Wir wollen heute den letzten Versuch machen, für die Stadt und ihre Bürger eine Milderung der Besatzungslasten bei dem Stadtkommandanten zu erreichen, begrüßte der Bürgermeister Jakob Doss die in seiner Amtskube versammelten Ratsherren.

Ihr wißt, der Kurfürst hat unsere vielen Vorstellungen und Bitten um Rückgabe unserer alten Freiheiten und Privilegien zurückgewiesen; auch unsere Einsprüche, die Forderung zurückzugeben, da wir keine eroberte Stadt seien, hat er hämisch abgetan. Es bleibt uns nur noch dieser eine Weg, beim Willendont eine Milderung seiner dauernden Forderungen herbeizuführen. Daß unter Vorhaben schwer ist und nur wenig Aussicht auf Erfolg hat, ist uns allen wohl klar. Und doch müssen wir alles versuchen, die Lage der Bürger zu erleichtern und wollen uns demütigen und unser Glück veruchen.“

„So laßt uns die Geistlichkeit mitnehmen“, meinte Johann Ruxter, „sie hat auf die Wälen oft guten Einfluß und kann uns vielleicht von Nutzen sein.“

„Ja, so laßt uns tun“, riefen mehrere der Ratsherren, „Johann Ruxter hat wahr gesprochen.“

„So sei es denn“, entschied der Bürgermeister, „die Geistlichkeit soll allsogleich herbeigeholt werden.“

Er winkte einem Ratsdiener, dem er des Auftrags für die Geistlichkeit übergab.

Die Bogen der Erregung gingen nun hoch unter den Ratsgenossen. Manch hartes Wort fiel gegen den Kurfürsten und

seinen Stadtkommandanten, bis der Ratsdiener die Türen aufstieß und die geistlichen Herren eintreten ließ.

Ein wenig darauf setzte sich die Ratsversammlung zu ihrem Bittgang in Bewegung.

Im erzbischöflichen Hause, dem Truppenquartier, sah der Besatzungskommandant, Johann von Willendont beim Morgenmahl, als ihm der Bürgermeister mit dem Rat und der Geistlichkeit gemeldet wurde.

Er lehnte sich nicht an die Meldung, sondern widmete sich seinem Frühstück weiter, schnitt vom dem kalten Braten die besten Stücke und sprach dem Weine zu.

Der Knecht stand immer noch an der Tür und wartete auf Befehl seines Herrn.

Endlich schien der Willendont satt zu sein, denn er legte das Messer weg und wischte sich den Mund.

„Was wollen denn die Hungerleider“, sagte er zu dem Wartenden, „wollen sie etwa ihren Dant abstoßen dafür, daß ich schon eine Woche keine Forderung auf Lebensmittel und Futter erhob? Und die Paffen, was wollen sie denn bei mir?“

„Der Rat der Stadt begehrt von Euch, Herr Oberst, eine Milderung der Lasten, da die Bevölkerung außerstande sei, noch etwas herzugeben.“

„Die kommen mir gerade recht!“ erwiderte Willendont drohend, nahm noch einen kräftigen Schluck aus der Kanne und schritt hinüber in den Saal, in dem der Rat und die Geistlichkeit beisammen saßen.

„Untertänigsten Gruß, Herr Oberst“, nahm der Bürgermeister das Wort, „Ihr seht hier den Rat der Stadt versammelt, der sich schweren Herzens entschlossen hat, diesen Bittgang zu unternehmen. Seit acht Jahren ist die Besatzung in unseren Mauern. In dieser Zeit haben die Bürger alle Forderungen nach Geld, Lebensmitteln, Vieh, Pferden und sonstigem erfüllt. Wir sind am Ende unserer Kraft!“

Die Bauern haben kein Vieh mehr im Stalle, zum Bestellen der Acker fehlen ihnen die Pferde. Die Handwerker haben keine Arbeit und die Knechte keinen Herrn für ihre Dienste. Der Hunger geht schon in der Stadt um und Elend und Not sind in die Häuser eingeleitet.“

Laßt Milde walten, Herr Willendont! Die Bürgerschaft gleicht einem ausgeleerten Mehlfaß, der nichts mehr hergibt!“

„Auch wir, die Geistlichkeit von St. Lurin, bitten Euch, hochmöglicher Herr, tut Einhalt. Denkt an die armen Frauen und die unschuldigen Kindlein, die leiden, und an Hunger und Not zugrunde gehen.“

Habt Erbarmen mit ihnen, Herr Oberst! Der gütige Gott, der die Geschichte der Menschen lenkt, wird es Euch reichlich lohnen, wenn ihr dereinst vor seinem Angesicht erscheint. Habt Erbarmen! Laßt Milde walten!“

„Ei, ei, ihr Ratsherren“, entgegnete Willendont, „ist es so schlimm, wie ihr sagt? Soll die reiche Stadt, die immer so groß tat, wirklich so arm geworden sein?“

Meine Söldner müssen wohl noch schärfer aufpassen, damit die Winkel auch rein ausgeleert werden. Euer Vergleich mit dem Mehlfaß, Herr Bürgermeister, hinkt ein wenig. Ein Sad kann nie so rein ausgeleert sein, daß nicht noch Staub daraus fällt, wenn man mit dem Stode darauf klopfet. Ich kann Euch nicht zu Willen sein!

Und ihr, Paffen, der ihr mir ins Gemüthe reden wollt, ihr werdet von mir hören. Von Euren Schätzen kann ich noch vieles gebrauchen.“

„Herr Oberst, seid nicht grausam, laßt Milde walten, der Hunger steht vor der Tür!“

„Hinweg! Elende Narren! Schon viel zu lange hab ich Euch Gehör geschenkt. Kommt ihr mir noch einmal vor die Augen, so will ich Euch in harte Strafe nehmen!“

Er ließ die Abordnung stehen und wandte sich unwirksam ab — Schweren Herzens kehrten die Ratsgenossen zurück.

Sie hatten sich gebemüht, hatten um Gnade gebettelt, aber der Nachthaber hatte sie kaltberzig abgewiesen, ja, er hatte sogar vor, neue Opfer zu fordern.

Was sollte werden?

Das blieb die bange, offene Frage, die niemand der Ratsgenossen beantworten konnte —

Gobel Akaide, der Fäßbinder, ging in seiner Stube auf und ab. Ihn plagte die Ungebuld, denn heute wollte Peter Loer ihm Nachricht bringen und die Durchführung des Befreiungswerks mit ihm besprechen.

„Es ist schwierig, gegen die harte Besatzung anzukommen“, sinnierte Gobel, „wir müssen einen Weg finden, sie mit List aus der Stadt zu locken, dann könnten wir uns der Mauern und Türme bemächtigen und damit wäre auch die schwierigste Arbeit vollbracht. Aber wie wollen wir das bewerkstelligen?“

Er setzte seine Hand an den Kopf und dachte nach, dabei über das Vorhaben und seine Ausführung nachdenkend —

Nun wurde die Tür geöffnet und Peter Loer trat ins Zimmer. „Es ist etwas spät geworden, Gobel“, begrüßte er den Fäßbinder, indem er ihm die Hand kräftig drückte, „aber es gibt für unsere Sache so mancherlei zu tun, Augen und Ohren muß man offenhalten, will man eine Gelegenheit ausnützen.“

Sie setzten sich einander gegenüber an den schweren Eichenstisch.

„Von dem Bittgang des Rates und der Geistlichkeit werdet ihr wohl schon vernommen haben“, begann jetzt Peter Loer wieder.

Gobel nickte zustimmend mit dem Kopfe. (Schluß folgt.)

Tote Sprachen vor 3000 Jahren

Unsere heutige Jugend ist oft darüber ungehalten, daß sie mehrere Fremdsprachen lernen muß. Sie mag sich mit dem Bewußtsein trösten, daß das schon immer so war. Ja, die Kinder der Hethiter, die um das Jahr 1000 v. Chr. in Kleinasien zur Schule gingen, mußten sogar nach den neuesten Funden, die in der Hauptstadt des hethitischen Landes gemacht wurden, acht verschiedene Sprachen lernen. Man hat Tontafeln gefunden, die Schulaufgaben enthielten, und die bezeugen, daß die hethitische Jugend z. B. die sumerische Sprache lernen mußten, die damals längst zu den toten Sprachen gehörte. Auf einigen Tontafeln zeigt die eine Spalte den sumerischen Text, während die beiden anderen Spalten Uebersetzungen ins Babylonische und ins Hethitische aufweisen. Auf einigen Tafeln ist auch die genaue Aussprache der sumerischen Worte angegeben.



(Zeitliches Nachrichtenbüro.)

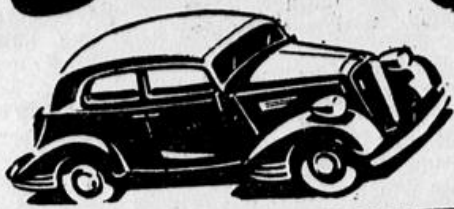
Zum 80. Todestag von Karl Friedrich Gauss.

Am 23. Februar 1855 ist der große deutsche Mathematiker, Astronom und Physiker Karl Friedrich Gauss in Göttingen gestorben.



Um Neuss herum

Mit Auto, Photoapparat und guter



Laune zum Landkreis

Kurz noch einmal Greifath.

Kaum war unsere vorige Landkreiskarte der Öffentlichkeit unterbreitet, da klingelte auch schon das Telefon. „Hier ist die Omnibusdienststelle der Reichspost!“ — „Bitte?“ — „In Ihrem Bericht stimmt was nicht, nämlich der Fahrpreis von Greifath nach Neuss. Der beträgt nicht 50 Pfg., sondern nur 45 Pfg., bis zur Dreifünftelstunde, dann nur 35 Pfg. Außerdem gibt es unpersonliche 5er und 10er Karten mit 20% Ermäßigung sowie persönliche Wochenkarten. Wir werden sogar versuchen, noch eine weitere Vergünstigung zu erzielen; aber durch die Tarifrichtlinien, die für das ganze Gebiet der Reichspost gelten, sind uns auch gewisse Grenzen gesetzt.“

Das war ja der wesentliche Inhalt unseres Gesprächs, womit bewiesen ist, daß das Kraftpostfahren durchaus keine Luxusangelegenheit ist und daß es doch nicht so furchtbar kostspielig ist, sowohl für die Greifather Neuss, wie für die Neusser Greifath zu besuchen. Nach dieser Feststellung wollen wir nun wieder losfahren, und da es in Greifath so schön war, bleiben wir in der Gegend und besuchen uns mal

Glehn.



ieses langgestreckte Dorf mit der stark „gefurchten“ Hauptstraße ist für die ganze Gegend ein Mittelpunkt, und die Neusser, die nach Schloss Dind wandern, machen dort mit Vorliebe eine Erfrischungspause. Zugleich ist es aber auch, und das ist noch wichtiger, mit vielen guten Geschäften Einkaufszentrum für die Bewohner ringsum. Wenn nun neben allerhand anderen guten Eigenschaften ein Ort noch mit irgend einem historischen Bauwerk aufwarten kann, dann ist der Ruf gefestigt und der Bürger stolz auf ein unverrückbares Fundament begründet. So wurde das nicht gesagt haben, wenn ich nicht jetzt auch von solch einem geschichtsträchtigen Ort in Glehn berichten könnte, und das ist das „Fleckenhaus“, auch „Haus Glehn“ genannt.

Unter dem Wappen, das in der obigen Initialen enthält, steht folgendes Gedicht: „DISSER BOV IST ANGELACHT IM JAH DO MAN SCHRIFF ANNO 1560, IST BESCHRIEVEN DVRCH O. DIETHEICH VAN DER ALLEN GENANT FLECK MARGRETT VAN PRENS MEIN ZIEGEMAE.“

Dieses Wappen mit der Aufschrift ist über dem Eingang zum Herrenhaus angebracht, kündigt aber nur von einem Renaubau der Wasserburg, deren Ursprung noch etliche Jahrhunderte zurückliegt. Es ist einer der Salzhöfe, der Herrenhöfe, mit denen die Frankfurter ihre getreueren Kämpfer belohnten.

Und da diese Salzhöfe meist Güter waren, die von den Römern angelegt worden sind, so läßt sich auf ein wirklich imponierendes Alter schließen. Als ersten Beleg finden wir für 1183 bis 1190 Albert von Glehn, genannt, als letzten Besitzer den Dälfeldorfer Franz Marcott, dessen Witwe bis heute auf Haus Glehn in hohem Alter lebt.

Haus Glehn, das in holländischem Renaissance-Stil gebaut ist, wurde unter Wahrung der unter Seimatschutz stehenden äußeren Form vom letzten Besitzer gründlich erneuert. Von außen die trübselige Wasserburg ist das Innere des Hauses mit allen Attributen einer modernen Wohnung ausgestattet, wobei Zentralheizung und Personenaufzug nicht fehlen. Es ist etwas ganz eigenartiges beim Durchschreiten der Räume und Gänge mit den mächtigen, fast 400 Jahre alten Mauern, mit dem Gedanken an all die würdigen Geschlechter, die hier gelebt haben, diese Erzeugnisse der modernen Technik gepaart zu sehen mit dem Mittelalter, mit Lichtschaltern neben den Türen

die Kronen entzündend zu können, wo einstmal der Diener Kerze um Kerze anzünden mußte. Wirklich romantisch war diese Zeit, aber, lieber Leser, Hand auf's Herz, möchtest Du Deine Zeitung bei Kerzenlicht lesen? — Oder bist Du mit mir der Ansicht, daß es viel netter

ein tüchtiger, aber auch gestrenger Herr, der sich nicht scheute, die Erziehungsmittel zur richtigen Zeit anzuwenden. Und mancher Hosenboden von Glehner Bürgern, die heute von der Würde des Alters umstrahlt sind (die Bürger natürlich, nicht die Hosenböden), sind



„Fleckenhaus“, auch „Haus Glehn“ genannt.

ist von solchen romantischen Primitivitäten nur in Büchern zu lesen, im übrigen aber froh zu sein, daß wir nur „Knips“ zu machen brauchen und daß es Klozetts mit Wasserpumpen gibt.

Wollte man von der Geschichte des Fleckenhauses erzählen, so hieße das die Geschichte der ganzen Gegend erzählen, so hieße das zum Teil das wiederholen, was ich Ihnen vor 14 Tagen von Greifaths Geschichte erzählt habe.

Allerhand Glehner Schnurren.

Vom alten zum neuen Glehn ist eigentlich kein großer Sprung, denn es ist da so mancher alte Winkel voller Romantik, zum Beispiel das alte Hagelkreuz mit seiner Umgebung, daß wir mit einiger Phantasie meinen können, die Zeit habe still gestanden, all die, die in den Stunden der Wohlbedachtete Betreuer der den, die uns der wohlbedachte Betreuer der Reichspoststelle erzählt, eine Rolle gespielt haben, seien noch jung und die Streiche seien gestern geschehen.

Da war der alte Lehrer Bauer, dem von 1835 bis 1885, also 50 Jahre hindurch, die Erziehung von etlichen Generationen Glehner zu brauchbaren Menschen oblag. Es war

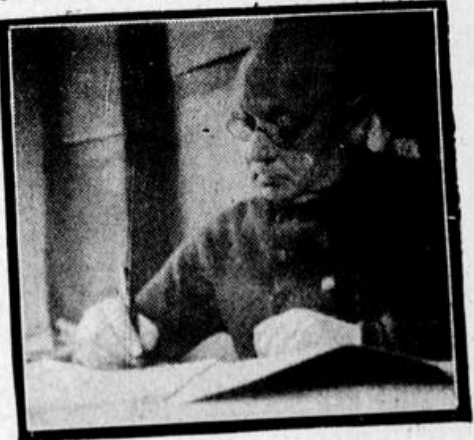
damals so manchesmal tüchtig ausgekloppt worden. Mit Vorliebe ließ er aber auch die Schüler nachhaken, und zwar in seinem Stall, wo die Kehlen lagen und wo des Herrn Lehrers Ziege ihr friedliches Dasein nicht wohlgeht und mußte in dem „Gefängnis“ einige Stunden über seine Sünden nachdenken. Aber ach, statt in sich zu gehen, jammerte er einen bösen Streich aus. Er nahm Kehlens Futter und rief damit das strahlend weiße Fell der Ziege ein, also, daß statt der weißen eine schwarze Ziege im Stall stand. Als Margret, die alte Haushälterin, in den Stall kam, dauerte es einige Zeit, bis sie sich von ihrem Erkennen erholt hatte, dann lief sie aber zum Herrn des Hauses und rief: „Herr Lehrer, sie hant ons de Jeet omgetuich!“

Einmal mußte die ganze Bande nachhaken, diesmal aber im Klassenzimmer. Einige der bösen Buben hatten sich den Späß gemacht, die Verbindungstür zur Lehrerwohnung auszuhebeln und sie dann nur lose anzuhängen, darunter waren „Liesje Adam“ und „Kromme Triet“. Dann wurde ein beliebtes Spiel gespielt, nämlich Frontlehnungsprojektion, wobei sich der ländliche Erfindungsgeist aller vorhandenen Gegenstände bediente, um die feierliche Wirklichkeit nachzumachen. Als Glode mußte die Landkarte herhalten, die mit einem Strid hochgezogen wurde, und dieser Strid war das Glodenfell, und mächtig ging die „Glode“ auf und nieder. Die Hauptthade war jedoch der Himmel, und nichts beileres konnte dazu ausgewählt werden als das Lehrerpult, das an den vier Stempeln von je einem der Großen getragen wurde, und in feierlichem Zuge ging es damit durch die Klasse. Bis der Varm dieser hochfeierlichen Angelegenheit doch in des Lehrers Zimmer gedrungen sein mag, jedenfalls fiel auf einmal mit lautem Krach die angelehnte Türe in das Klassenzimmer hinein, und aus lauter Schreck entglitt einem der Himmelsträger ein Stempel, dieser verfiel sich in der Momentaufnahme so, daß die Höhe des Zungen von oben bis unten aufriss. Der ganze Anblick muß so überwältigend gewesen sein, daß selbst der geistreiche Herr Lehrer es nicht übers Herz brachte, etwas anderes zu tun als zu lachen, so gepakt war er von der Situation. Als Lehrer Bauer am 1. Oktober 1885 in den wohlverdienten Ruhestand trat, da wurden ihm große Ehrungen bereitet. Seine ehemaligen Schüler überreichten ihm ein wunderbares Kreuzifix und vom Staat wurde er durch die Verleihung des Adlers des königlichen Hausordens der Hohenzollern ausgezeichnet. Und als er dann am 18. Februar 1892 mit 80 Jahren seine Augen für immer schloß, da stand eine ganze Gemeinde trauernd an seinem Grabe, und wenn damals aus den Reden herausklang, daß er niemals vergessen werden soll, so war dies nicht nur eine Phrase, denn, wie durch diese Geschichten bewiesen ist, wird heute noch, 43 Jahre nach seinem Tode von ihm erzählt, vom alten Lehrer Adolf Bauer. Seine Tochter verbringt ihren Lebensabend in geistiger Frische im Glehner Kranken-

haus. Sie hat das ehrwürdige Alter von beinahe 92 Jahren, und den Namen „Schulle Rethe“, wie sie im Dorfe heißt, ist ein Ehrentitel für sie, wie ja jeder dörfliche Spitznamen so etwas wie ein Adelstitel ist, der nur ganz Alteingesessenen zuerkannt wird. Daß die Späße auch manchmal etwas derbere Formen annehmen, zeigen die beiden nächsten Stöckchen, die mir auch „Zihe Hermann“ erzählte. In der Fastenzeit wurde nach altem frommem Brauch abends beim Einbruch der Dämmerung im Kreise der ganzen Familie der Moientanz getanzt. So wars auch beim Väter Weversch Tusep. Cels Gerard kam nun auf den bösen Gedanken, vom „Schüttelschay“ (ein Wandbrett für das Porzellan) geräuschlos alles Geschirr herunterzunehmen und dies vor der Türe aufzubauen, hinter der die Familie betend lag. Dann schlich er hinaus und rief von draußen durchs Fenster: „Et brennt, et brennt!“ Erichredt sprang alles auf, stürzte zur Türe hinaus und mit lautem Geschrei flog das ganze Porzellan durcheinander.

Eine andere Geschichte, die neben ihrer Dürre auch etwas anrührend ist, soll den Lesern nicht weniger junge Burichen, (auch die Geschichte ist schon vor sehr langer Zeit passiert) einem, den sie gerne los sein wollten, folgenden Streich. Vor der Krautfabrik von Tis standen einige Ulmen, nun wurde der eine überredet, auf eine davon zu klettern, um ein Vogelnest auszuhebeln. Der ging darauf ein, zog seine Schafstiepel aus und begann den Baum hinaufzuklettern. Währenddessen prallte eine der Burichen, die unten standen, etwas Weiches in den Stiefel, wie Kälte es manchmal auf den Dorfsstraßen hinterlassen. Als das geschehen war, rief die ganze Korona: „Der Zihe Adam kommt!“ und lief was hatte was taunte fort. Der andere vom Baum herunter, in die Stiefel hinein und hinterher. „Bleibt doch ens stonn“, rief er dann den andern nach, „ech han Blot em Stiefel, ech han Blot em Stiefel.“

Auch die Männer, die mit dem weißen Riedberger Scheuerland handelnd durch die Gegend zogen, sind noch nicht vergessen. Zum



Der Betreuer der Poststelle.

Transport gebrauchten sie einen Esel oder ein Pferd, denen die langen Säde über den Rücken gelegt wurden. Wenn dann die Eimer der Säde mit dem Sand gefüllt wurden, so ließ der Händler ihn langsam durch die Finger gleiten, so daß der Sand ganz locker in den Gefäßen lag. Das war so ein üblicher Geschäftstripp, denn es wurde ja nicht gewogen, sondern nach Rauminhalt gemessen, und auf diese Weise sparte der Händler natürlich ziemlich viel ein. Die Tiere waren nicht besonders wertvoll, und so kam es oft vor, daß ein Tier einging. Und dann machte jedesmal „Anuppers Vates“, der populärste „Schurenhändler“, die kläglich Bemerkung: „Als we'er e Päd tapott, als we'er zwei Dahler zom Devel!“

Das waren so einige original Glehner Schnurren, die ich in beliebiger Anzahl erzählen lassen. Daß sich der Geist der durch die Geschichten geht, bis heute noch in Glehn erhalten hat, dafür ließen sich Beispiele anführen. So von einem Neusser Herrn, dem unter allerhand abenteuerlichen Umständen ein Gesichtchen verprochen wurde, der am andern Tage nichts Geringeres zu tun hatte, als sich daheim beim Schreiner einen Käfig anfertigen zu lassen und der heute noch auf das Tierchen wartet. Wir wollen diese Geschichten aber vorläufig einmal zu den Alten legen, bis sie mit der Patina ehrwürdigen Alters bedeckt sind. Vielleicht flößt sie dann in späteren Jahren mal jemand auf zur Freude einer späteren Generation.

Wie doch beim Erzählen die Zeit vergeht! Und wie schnell so eine Seite voll ist. Darum verabschieden wir uns nun wie üblich mit einem: Auf Wiedersehen, liebe Leserinnen und Leser, bis zur nächsten Fahrt, irgendwo am Neuss herum.

(Aufnahmen: W. Pfeifer, Neuss)



Tranter Winkel am Hagelkreuz.

Das Eis bricht...

Skizze von Otto Dörfl.

Frau Urte war eine bescheidene, stille Frau, fast schüchtern zu nennen. Wegen ihren Mann Dons aber entwickelte sie einen Löwenmut, und wenn sie ihn kante, tat sie's weiblich. Da sah er denn, hob hilflos seine machtvollen Schultern, zwinkerte aus den Sonnenfältchen seiner blauen Augen und dachte: „Sie ist lebendig, springend, glatt wie aus der Reuse geholt.“ Er sagte es ihr aber nicht. Wenn sie mit ihren Ausführungen zu Ende war, die Hände auf die runden Hüften stemmte und ihn anfuhr: „Nun red doch auch'n Ton!“, dann entschloß er sich „hm“ zu sagen. Er tat dies, weil er zu dem Schluß gekommen war, daß eine Lebenslage sich nie augenblicklich, sondern erst in ihrem Ablauf kläre.

Nur wenn er den duftenden Epical aus der Räucherfiste holte, oder ein halbes Duzend handlanger, knusprigbraun gebratener Zandern vor ihm auf dem Tisch standen, äußerte er sich eingehender, indem er „hm-m“ sagte, also noch ein „m“ hinzufügte.

Einmal jedoch sah er sich genötigt, betonter zu werden. Das war der Augenblick, als ihn Aufseher Schwarz beim Grenzschmuggel erwischte und ihm ein Sieb in den dicken Schafspelz schob. Da sagte Dons: „Ach, du Donnererschlag!“ Dann entrannte er dem einseitig eröffneten Feuergefecht mit weitausholenden Rudern.

Seit der Abtretung des Memelgebiets schmuggelte Dons, nicht allein des Gewinnes halber, sondern aus Passion. Darum verschwor Schwarz sich beim Grog, Dons bei der ersten Gelegenheit eine Kugel auf den Schafspelz zu schicken, die ihn zum Teufel auf den Kinnstein speidieren sollte. Die Schwüre waren so heftig gewesen, daß die Zuhörer fürchteten, der wütende Mann müsse das Gassenfieber kriegen oder sich einen Nabelbruch anschreiben.

Als man Dons hiervon Mitteilung machte, sagte er: „hm!“ Er ging in sich und hatte ein längeres Gespräch mit sich selbst. Er dachte sich etwa folgendes aus: Schwarz sei fraglos ein guter Beamter, tüchtiger Bürger und frommer Christ. Es sei deshalb gleichgültig, ob er noch irdisch wandle oder sich in der Seligkeit befände. Er, Dons, hingegen sei ein so grundschlechter Mensch, daß er Zeit benötige, sich zu befehren. Da er keinen Widerspruch fürchte, ging er mit sich zu Räte, wie es möglich wäre, bei der Erfüllung dieses Wunsches ein wenig nachzuhelfen.

Es war Vorfrühling. Die Luft, unsicheres Wetter, über-schwemmte Moore, offene Durchstiche in der Niederung und brüchige Eisdecken machten die Tage zur Hochsaison für die Schmuggler. Dons wartete auf den Zeitpunkt, wo der feuchte weiche Nordwest, der das Eis landeinwärts drückte, von einem harten Ost abgelöst werden würde. Dabei gab es jedes Jahr Bruch und gewaltige Schollen. Bei dieser Gelegenheit wollte er Schwarz aufs Gäß hinauslocken und auf einem Eisstück in die Engeleit schwimmen lassen. Er selber kannte den Eischub so genau, daß er gemächlich zur Kehrrung hinüberwandern konnte...

Der Mond strahlte hell durch lachende Wolken. An den Westen der Erlen und Buchweiden glitzerten Eiskristalle. Da brach ein breitschultriger Mann durch das salbe vorjährige Uferrohr und rannte auf's Gäß hinaus, hinter ihm, leuchtend, die Augen auf die Fährte gehend, ein zweiter mit der Pinte in der Hand. Er sah die Tapfen der breiten Hühnerfüße auf dem weiß-bekleideten Gäßstein stehen, lachte grimmig und sagte: „Dext hab' ich ihn, für so dämlich hätte ich Dons doch nicht gehalten.“ Und dann schnauzte, pöbelte und dampfte er hinter dem Flüchtling her.

Dons trabte noch immer; denn noch immer stand das Eis bombenfest. „hm“, dachte er, „je weiter von der Kehrrung weg, desto besser.“ Best aber ging ein lauter, banges Stöhnen durch Himmel und Gäß. Ein langverhallender marrender Ton, kurz darauf ein frisches Reiten wie das Bersten der Luft beim Donner. Dons lief schneller; denn es war nicht hinter ihm, sondern vor ihm. Und schon spürte er, wie das Eis sich aufwärts zu wölben begann. Er raste weiter mit offenem Pelz und leuchtenden Lungen. Er fiel wohl mal, aber kam durch. Hinter ihm türmten sich unheimlich hohe zackige Schollen. Immer mehr wurden ihrer. In dem blauen Mondlicht funkelten und glitzerten sie wie eine Feenburg. Dons legte sich für einen Augenblick aufatmend auf das Eis und dachte: „hm, das Eis am Ufer ist los, und in der Bruststelle gibt's bald blankes Wasser.“

Dann legte er aufdringlich seinen Weg fort. Es wurde dunkler, die Finger zitterten, der Ost an Dons' Pelz. Der schwere Mann mußte sich zuweilen mit seiner ganzen Kraft dagegen stemmen, um nicht fortgetrieben zu werden. Da war's nicht leicht, die Richtung zu halten. Vom Kehrrungsufer war begreiflicherweise nichts zu sehen. Dons verglich den Stand des Mondes mit dem großen Zeiger der Leuchtmur und stellte fest, daß SSW abgenommen zu sein. Da sprach er „m“, aber er deutete es diesmal lang wie eine Pausen. Starker stemmte er sich gegen den unvernünftigen Sturm. Der gab endlich nach und wurde auf eine halbe Stunde ganz still. Dons atmete nichts Gutes. Er fing an zu laufen. Die Kugel nahm er ab, da ihm der Schweiß in Strömen von der Stirne rann. Und dann war's rabenfinster um ihn. Nicht lange, dann rief ihm eine Urtöne gegen die Brust. Der Nordwest war als Orkan wiedergekehrt.

Ringsum auf dem weiten Gäß frachte und knallte es un-aufhörlich. Der Frühlingseisgang war im besten Gange. Mit einem Male jentte sich der Boden unter Dons. Wasser lief ihm in die Hühnerfüße von oben hinein. Es krieg, krieg bis zum Reibe. Dann rief etwas gegen seine Brust — eine zweite Scholle. Dons wachte, daß er auf einer kleineren Hand, die er unter Wasser gedrückt hatte. Er stemmte sich auf die größere hinauf. „hm“, meinte er und schüttelte sich, „die Urte ist ver-lorren, die Leuchtmur ist naß, man bloß noch Rief und Tabak in der Brusttasche sind drög. Ad will mal schmelzen.“ Und während er schmolte, merkte er, daß er vor dem Winde trieb. Vorsichtig begann er sein Äh! abzuschreiten. Groß war's freilich nicht, und wie lange es halten würde, recht fraglich, aber stehen durfte Dons nicht, sich warm trampeln auch nicht, und so begann er wie ein Bar im Zwinger hin und her zu wanken. Was kommen mußte, kam: die Scholle fuhr auf. Anischen, dumpfes Krumpfen... Sie teilte sich. Dons stand auf dem

Der Reisebecher.

Gestern fand ich, räumend eines langvergeiznen Schrankes Fächer, den vom Vater mir vererbt, meinen ersten Reisebecher. Währendes ich, leise singend, reinigt ihn vom Staub der Jahre, war's, als höbe mir ein Bergwind aus der Stirn die grauen Haare, war's, als dufteten die Matten, drein ich schlummernd lag versunken, war's, als rauschten alle Quellen, draus ich wandernd einst getrunken,

Conrad Ferdinand Meyer.

kleineren Abschnitt bis zu den Knieen im Wasser. Dann aber kam ihm sofort die Ueberlegung. Als sein Gefährt abermals aufzuckte, packte er die höchste-hende Nachbarscholle und stand für eine Zeitlang im Festen. Ohne naß zu werden, ging das nicht ab. Er war überzeugt, daß er nicht oft das Wandern wieder-holen könnte, ohne zu verflammen. Er ging auf und ab und wartete auf den Tag. Der woll-te und wollte nicht kommen. Ringsum frachte und brüllte das Eis. Der Sturm tobte, stieß und zerrte an ihm. Die Rief war nun auch voll Wasser. Zuletzt kam Dons alles so unwillkürlich vor wie ein schwerer Traum, aus dem man nicht erwachen kann. „hm“, meinte er, „nun fangt's mir bald an zu lufeln.“

Nach ein paarmal mußte er seine Fahrzeuge wechseln.

Dann graute der Morgen.

Dons erkannte Land. Das konnte nur der Heimatsstrand sein.

Er nahm seine letzten Energien zusammen und zwang den steifen Körper vorwärts. Von Scholle zu Scholle turnte, kletterte und sprang er. „O Donner!“

Da lag zwischen zwei aufgetürmten Schollen auf einer wahren Eismasse der Aufseher Schwarz.

Er war bewußtlos. Ohne viel Besinnen warf Dons seinen eigenen Pelz über den Mann.

Dann sah er, daß zwischen den letzten Schollen und dem Land nur noch etwa 1000 Schritte offenes Wasser lag. Nun zog er auch die Stiefel und die Jacke aus und schwamm. Er kam an, er rang mit dem ungeheuren Willen seiner kraftvollen, gesunden Natur gegen die Eisklammern. Er zwang sich auf die Beine und ließ auf Strümpfen nach Hause. Frau Urte bekam einen gelinden Ohnmachtsanfall. Dons sagte dazu diesmal weder „hm“ noch „um“, sondern flüchte in einen andern Rod, rief, wie er war, ohne Stiefel und Rüge das Boot aus dem Schuppen und fuhr hinaus. — Urte sah am Steuer...

Nach acht Tagen sah er mit Schwarz gemeinsam beim Grog.

Als sie beim Neunten, also vorletzten angelangt waren, ver-sicherte Schwarz seinem ehemaligen Gegner unter Tränen des Dankes und der Nahrung, der Herrgott habe sie beide



Kinderstudie

Zeichnung Malipiero

kurzt. Er, Schwarz, würde nimmermehr Dons nachstellen, eher soll ihm die Hand verdorren; denn er habe ihn ja aufs Eis hinausgeschickt und sei obendrein von seinem Opfer noch gerettet worden. Dons aber müsse doch nun endlich eingesehen haben, was bei einer ungeseligen Tat alles herauskommen könne.

Dons jubelte es in den Augenwinkeln. Er hob sein Glas und sagte vieldeutig „hm“. Alle, die den unerbesslichen Schlingel kennen, und auch wir, die wir nun von seiner Eis-fahrt wissen, können ihm nur zustimmen und topfschüttelnd „hm“ sagen.

Karneval — Karnevalskarneval.

Von Theodor von Kommel.

„Nun ist der Karneval ein Ende. Die unzähligen Lichter geklirrt abend waren noch ein toller Spektakel. — Was man dabei unangenehm empfindet, daß die innere Fröhlichkeit den Menschen fehlt, und es ihnen an Geld mangelt, das bishen Pöhl, das sie noch haben mögen, auszulassen. Die Großen sind ökonomisch und halten zurück, der Mittelsstand unvernünftig, das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude.“ Diese Worte, am 21. Februar 1787 in Rom von Goethe geschrieben, hätten über gar manche Karnevalsveranstaltungen der letzten Jahre stehen können: viel Lärm, aber keine Herzensfreude.

Ein Jahr später, im Februar 1788, schrieb Goethe seinen „Römischen Karneval“ und fühlte sich durch die Erkenntnis, daß dies Volksfest wie jedes andere wiederkehrende Leben und Wesen seinen bestimmten Verlauf hat, „mit dem Göttemal verlobt“. — Da, so sollte sich jeder, der in knappen Zeiten den Karneval mit seinen Freuden tadelt, mit dem Göttemal ver-söhnen und mitteilen, daß die Parole nicht heißt: „Du sollst und mußt natürlich sein“, sondern daß eine wirkliche Herzensfreude die Augen aufstut!

Denn Karneval — dies jährlich im Vorfrühling sich ein-stellende Fest, dessen Sitten und Gebräuche den heidnisch-römischen Festen, den Lupercalien und Bacchanalien entnommen sind, löst eine wichtige Aufgabe, nämlich den Ernst des Lebens durch Fröhlichkeit zu erheben und die strengen Fassen durch Sinnesfreuden einzuleiten.

Die „unmüde“ Woche nannte man im Mittelalter die närrische Zeit, die von den „Großen“ und Reichen schon nach dem Dreikönigstag zu feiern begonnen ward, mit Schmäusen und Tanzereien, Rummereien usw. Die Volksbelustigungen gingen erst in der Fastenwoche selber vor sich. Zwischen dem „festen“ oder schmalzigen Sonntag und dem „Narrenkirchweih“ oder Fastenachtsdienstag lag der Rosenmontag. Da bewegte sich durch alle Straßen ein Maskenzug, dessen Gestalten die jeweiligen Jahresvorurteile lokaler wie politischer Art, nicht immer gerade in „zarter Anspielung“ darstellten. Weißender Witz, gutmütiger Humor, auch derbster Volkswitz gaben die allgemeine Volksstimmung kund, und im allgemeinen drückte die Obrigkeit ein Auge zu.

Dahrelang galt Venedig als Mittelpunkt der glanzvollsten Karnevalsfeier — ja es blieb bis heute sozulegen das Symbol des Karnevals — später übernahm Rom die Führung. In Deutschland waren es die Rheinlande, wo die Fröhlichkeit ihre Hauptstätte fand, Mainz und Köln voran, auch die Kunst-stadt Düsseldorf, die dann mit München um die Palme rang, den geschmackvollsten wie prunkhaftesten Umgang zu verankern. Und jede Stadt behielt ihre angekommenen volkstümlichen Kar-nevalsvertreter, den „Prinzen“ mit seiner Garde, die Kölner „Junker“, die „Rheinische“ und andere mehr.

Die Fürstenthöfe aller Zeiten nahmen den Karneval zum Anlaß großartiger Kostümfeste. Vieß sich doch in der Vermum-mung das strenge Jeremionell brechen, und unter der Larve spannen sich politische Ränke ungeführt. Jahrzehntelang, von der Renaissance bis zum Rokoko, bedienten sich die höflichen Damen auf der Straße dieser schüßigen Larve, auch außerhalb der Fastenzeit. Unter Ludwig XIV. gab es stets elegante Masken und endlose Menueen im Kostüm. Darüber schreibt Wieland, die Herzogin von Orleans, im Februar 1700: „Die Herzogin von Burgund verkleidet sich als Flora, mit lauter seidenen Blumen, was ihr gar artig stand, ihre Damen ebenjo,

ihnen folgte ein Kameel, mit einem Mohren, dann Amazonen. Auch die Prinzen maskierten sich und führten Menuette und Rehtübungen vor.“ Diese Veranstaltungen wiederholten sich jährlich, so daß Wieland sie später für sehr langweilig erklärte. 1706 verkleidete sie sich selbst noch einmal. „All meine Maskie-rung war ein grüner Taffet, den habe ich auf einen Stod mit einer Gabel binden lassen, eine große Nase darauf. Der Taffet war vorn offen vom Kopf bis zum Magen, habe es um den Hals gebunden, dahinein bin ich geschloffen, mit meinen Kleidern, habe den Stod in die Hand genommen. Man sah keine Figur nicht, wegen der Höhe schien ich schmal. Den König machte ich ganz ungeduldig, allemal sobald er mich anah, beugte ich den Stod, das schien, als wenn man ihm Reverenz machte. — Ich dachte, der König würde sich krank lachen über meine Maskie-rung!“

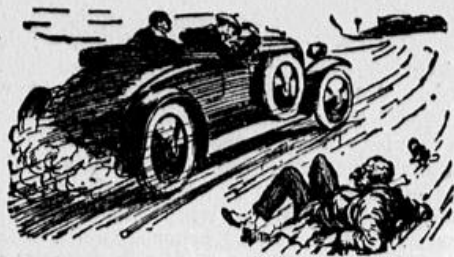
Auf einem Maskenball begann das Liebespiel Anna Vo-leyns mit Heinrich VIII., ein Königinentraum, der auf dem Schafott endete. Und 1792 fiel der Schwedenkönig Gustav III. durch des Gardehauptmanns Andarströms Kugel während eines fröhlichen Maskentreibens. In manchen Fürstengeschlechtern flüchtet man von vergifteten Orangen und Getränken, die an-fänglich der Fastenachtsvermummungen Thronfolgern und Königs-liebchen verabreicht wurden.

Eine harmlosere Art war es, die auf einem Maskenball zu Kassel, zur Zeit der Tragikomödie des Westfälenshofes, die Gräfin Truchseß-Waldburg, die hochmütige Freundin Jeromes, um Gunst und Stellung brachte: Die Eiserfüchtige hatte durch eine riesengroße „Geisterhand“ (einen mit nassem Sand gefüllten Handschuh) des Königs Liebel mit der schönen Diane von Pappenheim gekürt. Sie wurde erkannt und nebst ihrem Gatten verbannt.

Das gemeine Volk sah seine Hauptbelustigung in reichlichem Essen und Trinken. Die Gilden, die ihre Umzüge zu Neujahr hielten, gewöhnten sich an, sie zu Karneval zu wiederholen, hauptsächlich die Päder und Metzger. In Nürnberg etwa trugen am 8. und 9. Februar 1658 zwölf Personen eine Praturtsch, die 668 Ellen lang und 257 Kilogramm schwer war. Sie wurde dann unter gewaltigem Lärm und unter reichlichem Trunk ver-speist. Dann fühlte man sich für die lange Fastenzeit gerüstet...

Bis jedes Volksfest machte der Karneval im Laufe der Jahr-hunderte keine Wandlungen durch. Nicht mehr laufen wilde Männer durch die Straßen, mit Rabau und Ruten die bösen Wintergeister zu verjagen, auch die Lichtweie ist verschwunden — im Süden erinnern die Roccoli noch daran, wie denn auch nur noch Italien, Südfrankreich und Spanien das närrische Treiben in den Straßen selber beibehielten. Aber die Lust an der Verkleidung, der beliebte „Rummelzug“, wird niemals aus-gerotten sein. Und wenn er sich auf bunte Papierfahnen und reichlichen Konfetti-Schnee beschränkt: Mit der Karnevalszeit will die Freude über den vergehenden Winter, über das aufstei-gende Licht sich fund geben! Karneval ist der Auftakt der all-gemeinen Lebensinfonie, die, aus der Finsternis harter Ruhe zum Aufsteigen neuen Lebens getrieben, nun noch die Passions-zeit durchlebt, um dann endlich aufzuerstehen.

Die wahre Herzensfreude, die Goethe seinerzeit vermiste, läßt sich freilich weder durch üppige Dekorationsfeiern noch durch Prasserei und erzprungene Narretei erreichen. Aber ein Volk, das Zukunftshoffnung und Freude an der eigenen Kraft im Herzen trägt, das weiß auch seine Karnevalszeit zum frohen Heimsied zu gestalten!



Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

(4. Fortsetzung)

„Ich wünschte, Sie gingen, mit Selters Tochter um den Hals, auf einem hohen Baum.“

„Danke. Meine Wünsche decken sich durchaus mit den Ihren, aber es scheint nicht, als ob sie bald in Erfüllung gehen würden. Wenn ich nicht darf: Verzeihen Sie nicht die Zeit!“

Nun liefen alle nach den Ställen. Aber es nahm einige Zeit in Anspruch, bis die portierbesetzten Männer mit Hilfe der Boys damit zustande kamen, ihre Pferde zu fassen.

Frederik Johnston rannte um sein Leben, wobei sich ihm die schweren Stiefel reichlich hinderlich erwiesen. Er stolperte wiederholt. Er hatte keine Waffen und damit auch keine Möglichkeit, sich zur Wehr zu setzen. Glück allein konnte ihn retten. Gelang es ihm, den Galerienwald am Jambesi zu erreichen, so schickte sich vielleicht eine Gelegenheit, sich irgendwo in einem sicheren Versteck zu verstecken, bis der Sturm vorüber war. Aber Johnston verhehlte sich nicht, wie gering die Aussichten waren, den Hundstagen zu entkommen, die ihn heken würden wie einen Fuchs, den man zu prellen beabsichtigt. Er näherte sich der breiten Wagenspur, die, längs der Telegraphenlinie herlaufend, die Straße nach Katima darstellte. Von dort war es nicht mehr allzu weit zum Jambesi. Doch er fühlte, wie ihn langsam die Kräfte verließen. Hunger, Durst und die Folter stundenlangen Gefellschleins zermürbten ihn im gleichen Maße. Das Blut stieg ihm zu Kopf, rote Schleier hüllten vor seinen Augen umher, die Hitze dörrte ihm das Hirn aus.

Im Begriffe, die Straße zu überschreiten, hielt Frederik Johnston plötzlich inne. Ein merkwürdiger Laut traf sein Ohr. Er glaubte, nicht recht gehört zu haben. Das war ja, zum Hensler — ja, das war ohne Zweifel eine Autohupe. Eine Autohupe in der Caroo! Er drehte sich langsam um.

Von Livingstone her näherte sich eine rötlichbraune Staubwolke mit außerordentlicher Geschwindigkeit, aus der sich allmählich eine lange, elegante Limousine herauskühlte.

Johnston brauchte nicht lange überlegen. Er stellte sich breitbeinig hin und schwenkte die Arme gleich Blindmühlensflügeln über dem Kopf hin und her, was überall in der Welt als Haltesignal gilt. Der Fahrer schien das Zeichen zu verstehen. Der Wagen verlangsamte das Tempo und blieb kurz vor Frederik Johnston stehen. Dieser sprang zur Seite und trat an die Tür heran. Sie öffnete sich. Es deutete sich jemand heraus.

Frederik Johnstons Mund, eben zur Anrede geöffnet, blieb, vom Ueberraschungstrampf ergriffen, weit offen stehen. Und diese Ueberraschung war durchaus gerechtfertigt.

Was sich da herausbeugte, war der einzige Inasse des großen Wagens. Und dieser einzige Inasse war ein — Mädchen!

Es verschlug Frederik Johnston die Rede. Ein Mädchen! Im Auto! In der Caroo! Er sah einen schwarzen Wuschelkopf, ein Paar strahlende, dunkle Augen, eine feine Nase, deren harte Flügel leicht zitterten, ein rotes Lippenpaar, das blühende Zähne freilegte, und einen verzerrten Zug in diesem schönen, jungen Gesicht.

„Was wollen Sie? Warum halten Sie mich auf?“

Frederik Johnston gewann die Fassung wieder und erinnerte sich daran, daß er es eigentlich ziemlich eilig hatte. Mit weitausholender Bewegung zog er den Hut und beklammerte:

„Hochverehrte Lady! Sie sehen einen armen Teufel von Strolch vor sich, den die Polypen aus Livingstone verfolgen und gerne fangen möchten.“

„Aus Livingstone?“ unterbrach sie ihn mit ihrer warmen Stimme. „Ich komme von dort.“

„Dann brauche ich Ihnen nichts erzählen. Sie dürften erfahren haben, warum man mich jagt.“

„Ich weiß nichts. Kam mit dem Zug von Beira und fuhr gleich mit meinem Auto weiter.“

„Schade, hochverehrte Lady. Ich muß Ihnen daher erst klarmachen, warum —“

Er kam nicht weiter. Er hatte mit einem Seitenblick den Trupp Reiter erfasst, der von Muiens Farm herüberprengte. Er begriff, daß ihm keine Zeit zu Erklärungen blieb.

„Sie kommen“, leuchtete er und wies hinüber. „Nehmen Sie mich mit, Miß.“

Sie drehte sich nach den Reitern um und stieß dann, schnell entschlossen, die Tür zum Führeritz völlig auf.

„Steigen Sie ein!“ befahl sie. „Es ist höchste Zeit.“

Frederik Johnston ließ sich das nicht zweimal sagen. Eine Sekunde später sah er neben ihr. Sie gab Gas. Mit einem Gefühl unendlicher Erleichterung empfand Johnston den Ruck des anspringenden Wagens, denn er wußte bestimmt, daß sich den Bobbys keine Möglichkeit bot, mit ihren abgetriebenen Kleppern dieses moderne Vehikel einzuholen.

Die Reiter fluchten und spornten ihre Pferde, obzwar sie das Ausfluchtlose ihrer Bemühungen erkannten. Es widerstrebte ihrem Ehrgefühl, die Jagd aufzugeben und ein Eingekändnis ihrer Niederlage abzulegen. Am tollsten gebärden sich O'Connor und Muiens, weil er Johnston mit seinem persönlichen Hah beehrte, dieser, weil er die Wette an Dobb verlor. Sie bemerkten es nicht einmal, daß es der letztere unterlassen hatte, sich ihnen anzuschließen. D. Mr. Dobb war ein schlauer Kerl. Er hatte das vom

Polizeikommando entlassene Pferd im Stall gelassen und statt dessen Jinnj gelassen. Nun ritt er gemächlich nach Livingstone zurück. Das Unternehmen war für ihn überaus günstig verlaufen. Er hatte verdient! Die hundert Pfund und der Revolver waren Dinge, die er sich gleich angeeignet hatte. Nun befahl er auch Jinnj, ohne das Kaufgeld zurückzahlen zu müssen. Ueberdies war er sicher, die Wette gewonnen zu haben. Keine Nacht der Welt konnte Johnston einfangen, sobald er in dem Wagen saß, den Dobb zufälligerweise genau kannte. Er grinst vor sich hin. Glück muß der Mensch haben! Die zehn Pfund Wettegewinn würde er sich von Muiens gelegentlich einfordern. Zeugen befahl er ja. Und er pfiff ein vergnügtes Lied mit komisch gekippten Lippen.

Johnston interessierte sich außerordentlich stark für seine Verfolger. Er sah, wie sie mit Händen und Füßen arbeiteten, um ihre Pferde in flüssigen, konkurrenzfähigen Gang zu bringen, und er lachte darüber, spottete ihrer Anstrengungen. Es war ein vergebliches Beginnen, jetzt, da der Wagen immer mehr in Fahrt kam. Er beugte sich weit heraus, um besser zu sehen.

Da — was war das?

Ein weißes Wölkchen wirbelte drüben auf, pfeifend kante das Projektil über die Limousine hinweg, und dann tönte ein schwacher Knall herüber. Wahrhaftig, die Hunde schossen! Er warf einen besorgten Blick auf das Mädchen. Ohne Zweifel hatte sie den Schuß gehört — und nun knallte es wieder, und noch einmal. Kugeln sangen in der heißen Luft. O, Johnston freute sich, denn das Mädchen sah unbeweglich geradeaus. Kein Zug ihres beherrschten Gesichtes änderte sich. Nur die Geschwindigkeit des Wagens nahm zu.

Und nun beugte sich Frederik Johnston so weit wie möglich vor. Er zeigte den Verfolgern die Zunge. Er nahm die Hände zu Hilfe und drehte ihnen eine lange Nase. Er fühlte sich jugenhaft glücklich.

In der Ferne verscholl der Lärm der Bobbys.

6.

Die Limousine war ein Rennwagen erster Güte. 100 PS. Sie fraß die Meilen mit affenartiger Behendigkeit; sie glitt wie ein Pfeil über die Ebene, hüpfte über Steine und hielt sich dauernd an die Telegraphenlinie, raste weiter auf Katima zu.

Behaglich streckte sich Frederik Johnston in seinem Sitz. Er fand es eigentlich ganz vergnüglich, in Begleitung einer jungen Dame im Kraftwagen durch die Caroo zu reisen. Und er leuchtete bei dem Gedanken daran, daß dieses Vergnügen vermutlich nicht lange dauern würde.

Das Mädchen griff, mit einer Hand den Wagen lenkend, mit den spitzen Fingern der Rechten in die Brusttasche der Bluse und brachte ein goldenes Zigarettenetui zum Vorschein. Sie knippte es auf und reichte es dem jungen Mann hinüber.

„Zigaretten gefällig?“

Und ob sie gefällig waren? Einen Augenblick später blickte Frederik Johnston den Rauch durch die Nase und gestand sich ein, daß er einen sehr guten Eindruck gemacht haben mußte, trotzdem er sich einigermassen unraffiert fühlte. Es ist keine alltägliche Sache, wenn ein junges Mädchen einen von der Polizei verfolgten Kerl, der ganz leicht ein Mörder sein kann, zu sich ins Auto nimmt, ihn dem strahlenden Arm der Gerechtigkeit entzieht und keine Furcht hat, ihm wertvollen Schmutz zu zeigen; denn die Uhr auf ihrem Handgelenk war gleichfalls aus Gold.

Die Limousine fraß sich wie ein hungriges Tier in die endlosen Fernen der Caroo ein. Sie verschlang die Meilen, ohne Verdauungsbeschwerden zu bekommen. Der Benzin-tank mußte sehr gut gefüllt sein, fand Johnston. Er wurde schäferlich und betrachtete interessiert das vorbeihuschende Landschaftsbild. Es war immer dasselbe: rothbraune Ebene, vereinzelte Steinblöcke, Baumgruppen, ausgetrocknete Flußläufe und Bachbetten, Telegraphenpfähle, halbverrottete Wasserlöcher, dann und wann eine Anhöhe oder ein Niggerdorf. Die Stunden schwand.

Stillschlag verlangsamte der Wagen die Fahrt, die Bremsen freilebten. Und dann stand er still. Johnston schrak aus dem Halbschlummer empor und sah sich bestürzt um. Die Sonne war hinter einem kleinen, ausgetrockneten Wäldchen verschwunden und Dämmerungsschatten hüllten über die Erde, wundervolle Farben auf den Sand zaubernd. Das Mädchen erhob sich, streckte die Arme und stieß die Tür auf. Dann wandte sie sich mit einladender Gebärde an Johnston:

„Wir müssen aussteigen.“

„Warum?“ fragte er erschrocken, denn er hätte nichts dagegen gehabt, auf diese Art bis ans Ende der Welt zu fahren. „Ist etwas geschehen? Vielleicht der Motor kaputt?“

Sie lächelte ein wenig spöttisch und überlegen.

„An diesem Motor geht nichts kaputt, Sir. Er wurde nach meinen eigenen Angaben gebaut und ist für ein Wüstenfahrzeug bestimmt. Aber es wird Abend, wie Sie sehen können. Bald ist es dunkel.“

„Warum also fahren Sie nicht weiter? Es kann nicht mehr weit bis Katima sein.“

„Das ist richtig. Aber die Nacht ist keines Menschen Freund und in der Caroo am allerwenigsten. Mir ist es schon begegnet, daß ich bei einer nächtlichen Fahrt in eine

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

vorzüglich gelegte Falle geriet, ehe sie die Scheinwerfer erfassen konnten. Es handelte sich um ein Loch, mitten im Wege angelegt und groß genug, um einen Elefanten darin zu fangen.“

„So wollen Sie hier übernachten?“

„Ja. Steigen Sie, bitte, aus, Sie werden mir den Tee kochen helfen, Sir.“

Es ließ sich nichts dagegen einwenden. Frederik Johnston kletterte aus dem Wagen heraus und stampfte einige Male hin und her, um die steifen Glieder gelenkig zu machen. Mittlerweile brachte das Mädchen aus dem Inneren der Limousine verschiedene Dinge zum Vorschein. Sie taute sich nieder und kochte Tee. Mit einem Patentbrenner. Und auf ihren Wunsch hin besorgte Johnston alles nötige: Wasser zum Kochen und zum Nachfüllen des Kührers. Aus dem Jambesi, der in der Nähe porüber rauhste und tahlte, fessige Ufer durchbrach.

Und dann sah Frederik Johnston am Boden, seiner Reiterin gegenüber, und trant heißen Tee, als Keks dazu. Ringsum die finstere Nacht der Caroo, Schafalgefläß und der grelle Lichtstrahl der Scheinwerfer. Ueber ihnen des Himmels, besät mit Myriaden unirdisch glänzender Sterne, durch die sich das weiße Band der Milchstraße schlängelte.

Er sah das Mädchen an und machte sich so seine Gedanken. Er konnte nicht umhin, die Selbstverständlichkeit zu bewundern, mit der sie allen Anforderungen der Stunde gegenübertrat. Ohne Zweifel ein Wüstengirl! Woher sonst der Mut, sich die Gesellschaft eines wildfremden, anrüchigen Mannes gefallen zu lassen?

„Wissen Sie, was mich wundert?“ knippte er vor sich an.

„Nein. Was sollte es auch sein?“ fragte sie und hob die Augen unbefangen zu ihm empor.

„Daß Sie sich nicht fürchten, mit mir zu fahren.“

Sie griff in die Hosentasche und brachte einen kleinen Browning zum Vorschein.

„Eine wundervolle Waffe“, sagte sie nachlässig, „für den, der damit umzugehen versteht. Ich glaube nicht, daß Sie Zeit gefunden hätten, mich etwas zu tun.“

Mit verzückten Blicken folgte er den abgemessenen Bewegungen ihrer schönen Hände.

„Sie bedenken nicht die Nacht“, erinnerte er.

„Die Nacht? Wiejo gerade die Nacht?“ fragte sie unschuldig.

Er wurde verlegen und suchte nach Worten.

„Ich meine — eben — wenn man's sich überlegt. — Frau und Mann — nichts allein.“

„Ganz unbedenklich, diese Situation“, erklärte sie. „Ich schlafe im Wagen bei verschlossener Tür, Sie unter dem Wagen, zwischen den Rädern. Es ist ganz behaglich dort.“

„Ach ja!“

„Ja. So, und nun sagen Sie mir, wie Sie heißen.“

Es wäre Zeit dazu, dachte ich.

Er versuchte eine feine Verbeugung, die infolge seines schlechten Sitzes nicht gut ausfiel.

„Mein Name ist Frederik Johnston, bis gestern An-gestellter bei Madison & Sons.“

„Bei dem Bankhaus Madison & Sons?“

„Ja.“

„Um. Wessen befehligen Sie? Haben Sie Geld unterzlagen oder jemand ermordet?“

Er kam aus dem Staunen nicht heraus. Sie behauptete die Angelegenheit, als wäre es eine ganz neben-sächliche Geschichte, die jeden Tag vorkommen kann.

„Es war weder das eine noch das andere. Aber wenn Sie wünschen, erzähle ich's Ihnen.“

Sie nickte. Und Frederik Johnston erzählte. Es machte ihm Spaß, die Vorfälle der verflochtenen vierundzwanzig Stunden eingehend zu schildern. Die Romantik dieses Zusammenlebens überwältigte ihn. Er wurde poetisch und fühlte sich durch die Nähe dieses reizenden Weibes mehr angeregt als nach dem Genuß einer Pfälze Weines. Er wurde lebhaft und die Worte strömten wie ein Sturzbach über seine Lippen. Er saß mit den Händen herum und vergaß darauf, daß dies einem Gentleman nicht gut anstehet.

„Das also war es“, sagte sie nachdenklich, als er seine Erzählung beendet hatte. „Es tut mir wirklich nicht leid, Sie den Klauen der Bobbys entziehen zu haben. Ich sah es gleich: Sie konnten kein schlechter Mensch sein. Und ich bin sicher, daß Sie mir jetzt keinen Varen aufbanden.“

„Das freut mich. Ich bin Ihnen ja dankbar — ja dankbar!“

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

„Lassen Sie das. Ich tat es nicht um des Dankes willen, sondern weil es mir Spaß machte.“

„Sport also?“

„Wenn Sie so wollen: ja! Nur keinen Dank. Sentimentalitäten sind mir verhaßt.“

„Wie Sie wünschen, Miß. Aber Sie können jederzeit auf mich rechnen.“

„Und was werden Sie jetzt beginnen?“

„Elefanten jagen — an der Grenze Angolas. Und Geschäfte machen, wenn's möglich ist.“

„Eignen Sie sich dazu?“

„D ja!“

„Haben Sie sich mit allen Erfordernissen versehen?“

fragte sie spöttisch. „Mit Waffen, Pferd und Ochsenwagen zum Treten?“

(Fortsetzung folgt)

Neuß, 24. Februar 1935

Es gibt Familien, die haben ein vollkommen fest gefügtes und unerschütterliches Sonntagsprogramm; das ist keineswegs lächerlich, sondern ein Zeichen innerer und äußerer Ordnung. Zuweilen muß es natürlich Anlässe geben, daß auch das noch so unerschütterliche Sonntagsprogramm doch einmal eben erschüttert wird, sei es in diesem oder jenem Grunde, wenn z. B. Entel Mammemonn aus Athen zu Besuch kommt, oder Tante Mariadchen aus Dpplid, die ein überaus gutes Herz hat und die in jedem Jahre einmal schreibt und alle 5 Jahre einmal eben herüberkommt. Treten derartige freudige Ereignisse ein, dann wird das Sonntagsprogramm schon einmal seine Erschütterungen vertragen können, indem nämlich der Nachmittagspaßziergang anders, kürzer oder garnicht ausgeführt wird.

Die heutigen Woden, zwischen Winter und Vorfrühling haben die Sonntaglichen Spaziergänge einen besonderen Reiz; man meint schon Vorboten des Frühlings wahrzunehmen, aber sie sind bestimmt in diesen Tagen viel weniger sichtbar, als vor ein paar Wochen, als wir unsere tieffinnige Verachtung der Latsche zuwandten, daß der Winter überhaupt kein Winter war. Immerhin sieht es in den Anlagen schon so „wohlvorberichtet“ aus, daß von ihm aus der Zeug morgen schon antreten kann.

aus: Mariefe und Peterfe gehen vor Mamma und Pappa einträchtig Hand in Hand, je nach Anzahl der Kinder ist das Korpschen vor dem Elternpaar größer oder sogar noch größer, oft macht auch ein Kinderwagen den Aufzug noch eintragsvoller und geräuschvoller, geräuschvoller auch dann, wenn elche Reiter mit den schönen Sonntagsdreschen vor einer Stein fußgängerüberwege getreten hat, wofür er von Vater eine nachträgliche

Gratioscheitge verpaßt bekommen hat.

Antonien bekümmert seine Länge und seine Dauer; in den warmen Jahreszeit gehen wir Neuffer von diesseits der Bahse alle zusammen über den Scheibendamm zum Rhein; Das ist eine Art von Tradition und Vorfchrift. Was die Vorfährer in der gleichen Lage tun, weiß ich nicht; ich bin leider nicht Vorfährer, sonst würde ich es wissen, wohin sie ihre sonntäglichen Schritte lenken.

Die Kinder haben meistens eine Abneigung gegen die regelmäßigen und geordnete Sonntagsausmärsche; sie find mehr für Abwechslung und möchten gerne „irgendwohin gehen, wo wir noch nicht waren“. Sie ahnen, daß es schöner, jedenfalls wechselvollere Wege geben mag, als die bekannte sonntäglichen. Aber diesem Wunsch steht die Jahreszeit entgegen, und der konfervative Sinn des Vaters, der für die Wege geistigkeit schwärmt, für die Ordnung in allen Dingen.

Es ist eine Art von Demonstration für die Ordnung, die inner- und die äußere des Familienlebens, wenn ich gewisse Spazgänge wenigstens einmal oder zweimal im Monat wiederhole. Und ich werde mich hüten, gegen solche Tradition etwas Abfälliges zu sagen. Ausgeschlossen!

Unsere Leser werden es sicher schon im Bericht über die Ratsherrensitzung gelesen haben, daß wir nun nächstens ein neues Dessin in unseren Sonntagspaziergängen haben werden.

Zunächst soll der Heidenberg-Part, den so ziemlich alle von
 verschiedenen Aufenthaltsraum bekommen, in dem wir uns mit
 Milch der frommen Denkart räumen können, und der eine Art
 von Wendepunkt und Zielpunkt sonntäglichen Ausfluges werden
 soll und kann. Aber damit noch nicht genug: der Heidenberg
 soll Wildpark werden: schon im März sollen 5 Tamburische
 in den umgauten Part einziehen und den Grundfonds für eine
 weitere Entwidlung abgeben. In einem Weiler will man

Weitere Entlohnung aus, und weitere Stiftungen an Wild löwen-
Wildenten legen, und weitere Stiftungen an Wild löwen-
dann in den folgenden Jahren den guten alten Reichenberger
Wuch zu einem richtiggehegenen Wildpart machen. Dafür wird
er natürlich eingezäumt werden müssen: nicht nur mit einer
Gatter, sondern auch mit einem zur Nacht gut und dauerhaft
verschließbaren Tor versehen werden, damit nicht nächtlicherwei-
der „böse Feind“ kommt, und eine Hochmüllabg verankert,
oder damit nicht nächtlicherwei einmal von einem Tierlieb-
haber ein Firsch gefohlen wird, oder eine Ente, oder ein Wild-
schwein, wenn erst nächstens der Wildpart komplett ist. Das heißt:
Wildschweine werden wir ja wahrscheinlich nicht im Reichen-
berger Wuch ansiedeln können; man wird sich auf friedlicheren
Bestien beschränken müssen, auf brave Tanten aus der Gattung
des Firsches, damit uns im Reichenberg nächstens nicht die
Kinderwagen umgeschmissen oder die Liebespaare von den
Mäusen heruntergeteigt werden.

Die nächsten Stiftungen

Da unser Oberbürgermeister noch mit weiteren Stiftungen für den Wenker Wildpark am Neuenberg rechnet, so wollen wir aber auch dafür sorgen, daß er nicht enttaucht wird; da es sich um ein Grundstück handelt, welches durch die Errichtung eines Jagdschloßes der Gemeinderatsverwaltung überlassen werden soll, so ist es notwendig, daß die Gemeindeverwaltung das nötige Geld beschafft, um das Grundstück zu erwerben und es dem Gemeinderat zu übergeben. Die Gemeindeverwaltung hat dies bereits getan und hat das Grundstück erworben. Es ist nun nur noch die Frage, ob die Gemeindeverwaltung das nötige Geld beschaffen kann, um das Grundstück zu erwerben.

ihre alten Tage
 Vom Ernst: wir finden den Gedanken mit dem Willen
 schön, und wir glauben, daß er auch in der ganzen Bevölkerung
 Anklang gefunden haben wird, wenn wir erst zum ersten Mal
 zum Füttern zum Reichenberg gegangen sind. Die Kinder
 werden dann ihre Freude erleben, und auch die Erwachsenen
 soweit sie Tiefreife sind, werden dann häufiger den Weg
 zur Obererfassen, der uns meistens ein bißchen weilt vor
 wenn wir nur einen Spaziergang mittlerer Größe machen wollen
 Die Aussicht, im Reichenberg durch und andere „wilde Wege“
 zu finden, wird dann unseren Schritt beschleunigen. Und wir
 zu Glück haben, dann schenkt uns sicher auch einmal irgend

nach Australien oder Afrika ausgewanderte Neuser einen süßen kleinen Löwen, oder ein Gräffchen, und dann werden wir bald die Düsselbörser überretzen. Noch ist es zwar nicht so weit; aber wir fangen doch damit an. Auch Hagenau hat in Stellingen ganz klein angefangen, und da ein Zeitungsschreiber immer über ein Hochstmaß von Phantasie verfügt, lieh der Chronist schon die Zeit kommen, daß jeder Neuser Bürger, der seine Steuern pünktlich bezahlt und auch noch im Besitze der Ehrenrechte ist, jedes Jahr seinen Neuser schicken darf, oder einen Krametsvogel, oder einen lieben süßen kleinen Löwen, je nachdem was im Neuserberg am besten „anschlägt!“ Ehe es aber soweit ist, wollen wir in begehrter Vorrede der Antunft der ersten 5 Damhirsche haren, die sich sicher wundern werden, wie nett es in Neuser ist, erstens jind die Menschen überaus liebenswerte Geseßtsch, verträglich, freundlich und so, und zweitens ist das Neuser schon vor Jahren ganz begehrte Wildschweine nach Neuser kamen, wahrscheinlich, weil sie von der Fremdenwerbung sich stark anzuwenden fühlten. Viele Wildschweine werden viel praktisch als Meferenzen aufgeben, sofern sie mit heiler Haut wieder in die Erde entkommen sind, woher ja wahrlich die Neuser Hirsche kommen werden.

Es liegt zu nahe, als daß man den einen oder anderen Zug aus dem Schützenregiment schon heute auf das wunderbare Thema für eine Prachtfahle hinweisen müßte, die diesem neuen Preußischen Bildwerk dienlich sein könnte.

Aber wie gesagt: zuerst sollen sie einmal kommen, die Hirsche und die anderen Bestien; sie sollen uns willkommen sein. Wir wollen sie gut pflegen und erstaunt bewundern, wenn wir erst soweit sind.

Auch der Chronist persönlich fühlt sich besonders reich beschenkt; er kann gelegentlich darüber einige laufende Meter schreiben.

In der Fülle der lebenden, sterbenden und neugeborenen
 Generationen sind es zwei, die im Augenblick das höchste In-
 teresse verdienen. Sie erscheinen im himmelweiten Entfer-
 nungen, haben aber eines gemeinsam: ihr seltenes Erscheinen
 nämlich. Sie erfüllen freilich auch eine etwas ungewöhnliche
 Aufgabe zu ungewöhnlichen Zeiten dieser Erde.

Sieben ist in Godthaab in Grönland, jenem Platz, der eine wenig die Rolle der Hauptstadt spielt, die neue Ausgabe des „Matagadliutit“ erschienen. Der Redakteur darf sich nicht ein wenig auf die Robbenhaut strecken, denn die nächste Ausgabe ist erst im kommenden Jahr 1936 vorgesehen. Der neuengländische Namen heißt in der Uebersetzung

„Grätsitzzeitung“, womit schon angedeutet ist, daß man sie nicht abonnieren kann. Ihre Schrift ist lateinisch, aber ihre Worte fallen auch einem recht polniglotten Europäer unverfänglich an. Wir haben hier nämlich grönländisch vor uns — geschrieben mit lateinischen Vokalen. Die Missionare stellen die Zeitung zuulammen und liefern auch einen Teil der Nachrichten aus dem Innern Grönlands dazu. Sie reisen dann mit einer Kajakbesatzung, die ihren Eskimos vor-

der Zeitung umher und leihen sie ihren Gesandten vor.
 Uebrigens beanprucht die Zeitung für sich den Titel Tageszeitung. Wir rundern uns darüber — wo sie doch nur einmal im Jahr erscheint. Die Verwunderung ist umsonst. Hier oben dauert der Tag sechs Monate — und die Nacht sechs Monate. Tag und Nacht aber machen einen Tag — und eine Nacht. Unsere Zeitung alle 365 Tage . . .

Die „Gazetta Tundra“, die in der Kulfsku Ebene in asiatischen Rußland erscheint, wird in Zukunft in jeder Seiten Umlang herauskommen. Dabei werden gewissermaßen Kapfblätter hergestellt, denen man eine ganz bestimmte Aufgabe vorreibt. Zwei bis drei Seiten werden mit richtige Zeit gefüllt. Der Rest der Zeitung ist lachone, welches — freilich auch sehr starkes — Papier. Darauf malen nun die Veleiden man die Zeitung durch die Tundra trägt, alles d. hinein, was sie selbst erleben oder erfahren. Dabei werden diesen „Reportern“ größte Sachlichkeit nahegelegt. Die vollsten Zeitungen werden dann wieder eingeleitet und vervielfacht — und weiterverbreitet. So erreicht man eine Ausdehnung der Neuigkeiten, zu der man sonst kaum jemals gelangen würde.

Der Gedanke an die Redaktionsarbeit dieser Zeitungen im ersten Augenblick voller Reiz; bei näherem Zusehen auf dem Globus wollen wir uns doch lieber für unsere Gegenseitlichen.

Unsere Nachbarin Köln rüstet sich zu ihrem Spezialfest „Fasnacht“ und wir anderen Städte in der näheren und

"Hafteleben", und wir anderen Stadtbewohner, die in der unmittelbaren Umgebung jener beiden Gänge, der Stadt Köln ihren unbekümmerten Fortgang auf diesem Gebiete einzuräumen die Wellen gehen in Köln hoch und mächtig, während wir, sofern wir uns nicht per Radio oder verlässlich an Ort und Stelle einschalten — nur noch die Nebenwirkungen der Wellen mitbekommen, Gefräusel und leichtbewegte Wällung der hafte- überblenden Gewässer. Das soll nicht heißen, daß wir nicht auch auf unsere Art auch in Reue, "in Rahnacht machen", aber wir haben dabei nicht den Ehrgeiz, etwa auch nur den leisteten Verlust zu machen, Köln Konfurrenz zu bieten: das halten wir für unmöglich aus mehr als 10 Gründen.

Vom vorigen Sonntag haben die Münchner in 80 km Gegend bejagt: es soll eine ziemlich „dicke Sache“ gewesen sein, die am Mundstulze Teile der Übertragung mitgehört haben. Es werden sicher den Unterschieden zwischen rheinischem und deutschem Karneval empfunden haben, nicht nur dem Namen nach. Die Münchner nennen die Sache „Fischding“ und nach. Sie nennen sie „Fischding“. Nebenbei gründlich. Unterschiede gibt es in den Feiern des Festes und der Festwochen.

Als damals die Kölner Fastelovenssiede in München war, da haben die Münchner Kollegen dort auch jene Unterchiede festgestellt, die allerdings nicht hinderten, daß die Kölner München verstanden und auch sehr gefeiert wurden. Ueber d

In allen Ecken trat man sich auf die Füße. Unten in der Halle fuhren ein paar Kelpier mit Rucksäcken und Kiefern zweigen am Rücken auf den Fahrrädern ihrer Ahnen, und zwischen ihnen trieb sich ein Mann im Pelzmantel und Seebühnenauszug umher und rief nach der Straßenbahn, er möchte sofort zum Starnberger Bahnhof.

Jetzt könnten wir eigentlich sagen, denn es war ja alles sehr schön, meinten wir, aber... der Mann, der zwichendruckte die Bavaria spielte, hat uns mit einem (al)losen Stammtisch-Palaver die Stimmung verdorben, weil er vergessen hat, daß er in Köln zu Besuch ist, und daß wir unsere eigenen Ansichten darüber haben, was Humor und was trühe Kulturpolitik ist. Und unsere festen Ansichten darüber haben, nur auf dem Karneval oder meinetwegen auf dem Fasching dahingeredet werden kann und was nicht, was tabu ist, wovon die Leute nichts hören wollen, wenn man sie nicht fortelle will. Es macht uns beispielsweise Freude zu hören, daß der leidende Fraßhemd schmieglam die harte Münchener Käsebrust bedeckt, das gönnen wir ihr, aber wir haben hier leider freundliches Ohr für die gleichmaßlose Nachbemerkung, daß dieses Hemd die Gemeinlichkeit so fördert, wie die Gemeinlichkeitsschule, die die Konvention hat er gesagt, und danach eine Kunitzpause gemacht) Konfessionsschule übertrumpft. Es war eine sehr beklagenswerte Zartlosigkeit, daß die Münchener als Gäste es für nötig hielten, die erste kulturpolitischen Schulauseinanderberungen in ihrer Residenzstadt in der Form hoher Andeutungen in dieses Fest der "wachsenden Kunst" hieß, zu werfen. Sinnlos darf man an dem Karneval sein, das ist öfter vorgekommen, aber derartige Scherze um ein bittereres Problem sind in Karnevalreden ungehörig. Wir stellen fest, daß der spontane Verlust im Saale diesem Empfinden eindeutig Ausdruck verleiht. Der Reichsführer Köln beillie sich, nach dieser Zartlosigkeit die unerwünschte Bavaria-Zendung abrupt zu unterbrechen, um dem Nachrichtendienst Raum zu geben.

Wir folgten dem Beispiel, da wir es nicht mehr für nöthig hielten, unsere Aufmerksamkeit noch weiterhin für die Drobietungen unter den mastierten Atappen der Mündch-Frauentürme anzuspannen.

Es ist also offenbar, überall sehr schwer, den Karneval oder den Fasching oder den Fädelwandel „richtig“ zu tanzen, aber vielleicht kann man es doch wieder, wenn wir zu den allmöglichen Rezepten früherer Zeiten zurückkehren, das bei der Tracht von allen nur möglichen Farben und allmöglichen Effekten und Gewürzen sein soll. Wer sich immer noch sehr auf das Vergnügen und „Schlagträftige“ bedacht, die meisten „Karnevalisten“ machen sich für „Stränder“, und indem sie den Mangel an wirklichem Witz durch empfindliche Inordnungen auszufüllen suchen.

Eigentlich sind es sogar wahrscheinlich noch mehr Wochen Ostern, als 6 Wochen; aber was das Schuljahr anbelangt kann man wohl sagen: „sechs Wochen vor Ostern.“ In die Zeit des Endkampfes.

Früher war es so: da wurden um diese Zeit die Feinde der Herren Lehren häufiger. Tiefinnende Väter oder Weisen überhieß man lange die Schmeicheleien, die ihnen die Mächtigen eintrudeln, der darüber zu entscheiden hatten, der Herr Sohn steigt oder nicht. Eigentlich entwidet sich der Sohn selbst darüber, ob er steigt oder nicht: aber jeder war der Vater jein überhieß, als er das ziemlich eindeutige Zeugnis in der Hand hielt und dabei seufzte: „da ist eine nette Weichheit!“

Da wurde dann der Gang nach Kanofa beschloffen; könnte doch vielleicht beim Ordinarius verfuhen zu werden, ob vielleicht Nachsichtfeinden in diefem oder jenem Rad drohende Verhängnis noch abwenden könnten, oder wenigftens Auflicht bei den Hausarbeiten, oder man könnte vielleicht dem Ordinarius etwas von mildeuden Umständen von Karl erzählen, der doch ein looo gutes Kind ift. Doch der Ordinarius ift peffimiftifch; belagert Karl wäde ein fauler Schüler, der ein paar Wochen vor dem Verleihungstermin an zu arbeiten und befreit fei, das in ein paar Tage nachzuholen, was er in einem Jahre lernten. Gevoß fagte er, der Ordinarius, Endgültiges lagen, aber es fünde fehr mullmig und jo überhaups und jo.

Trübt sich dann der treuorgende Vater von ihm hätte er sich doch mehr um den Sohn bekümmert, der jagt aber laut vor sich hin „verdammter Teufeltrommler“; und schlief in seinem Herzen beim Nachbauegeben dem E Hause pränumerando und a Konto eine Portion väterlicher aus der „Armen“ faule auszuhandigen

Zu Hause wurde dann der Vater von der sorgenvollen empfangen. „Nun?“ sagt sie und er sagt „Zu spät! Dein bleibt Ostern jühen!“

bedrohten Gebieten hin und her, kann und kann den „absolutus“ nicht begreifen, ahnt nur von ferne den „unregelmäßigen Verben auf „mi“, und wünscht, Pythagoras der Konstrukteur des durchaus entbehrlichen Lehrplanes schon als Kind in der Badewanne ertrunken, oder morgen die Schule ab oder ein Erdbeben machte genügend Barmherzigkeit, daß der Stichtermin weniger wichtig würde.

Und der Vater tritt ein, sieht wie der leibhaftige Staatsanwalt vor seinem (von ihm) vernachlässigten Sohne, schleudert ihm die Trohng aller Väter in das Gesicht, irgendetwas sehr Unsympathisches werden müsse, wofern nicht verlegt werden sollte, und dann flacht er wieder zur, daß das schöne Bild mit der „Schlacht von Worow“ darauf noch lange wadelt.

Der Delinquent aber beschließt mit einem Waid auf etwas abgetragene Schülermütze von morgen ab ein Leben zu beginnen.

Dranken aber in der Küche lag der Heidenvater gedulbigen Gattin: „Wo der Zunge die Hautheit und Tu mir herhaben mag!... Von mir jedenfalls nicht! Ich ihn geliebt!“ Zwar ist das nicht wahr, aber die Gattin ist viel zu schlau, um zu widersprechen, es gibt solche Frauen: sie fickt Hofen für Karl, und sie ist dem still!

Later aber geht mit seinen prächtigen Horn an den Tisch, verliert mit 7 Trümpfen einen Pique-Solo und was der Studentrat Sounjo für ein aufgeblasener Akerl doch die ganze Schule nichts taugt.

Na, so rund sechs Wochen vor der Osterverletzung ist
etwas los: wenigstens war es damals so, als wir noch in
glücklich waren. Wie es heute ist? nun, es wird sich wahr-
scheinlich vieles geändert haben.

Diaz



Der Tankwart der Zukunft?
Statt der Benzinpumpe die schlaggeschliffene
Holtz...

Besuch auf dem Holzplatz

Eigentlich doch recht praktisch — der erste Gedanke beim Anblick eines Autos, das mit einem riesengroßen Kofferraum ausgerüstet ist — da hat der Geschäftsreisende seine Musterkoffer gleich zur Hand, und der Hausdiener muß nicht in jedem kleinen Kest brummend zum Bahnhof tragen. Sicher ein Vertreter eines großen Modehauses, der eine andere Stadt zur wahren Schönheit befehlen will...

Und da hält der Wagen plötzlich an — das kommt davon, wenn man nicht schon zu Hause in den Tank guckt — und nun ist weit und breit keine Tankstelle zu sehen! Was will denn der auf einem Holzplatz? Gewaltige Klätter Buchenholz warten darauf, von der laufend geschwungenen Art zerfleimert zu werden — aber von Benzin kann da keine Rede sein.

Oder will der Reisende etwa dem Holzhändler ein prächtiges Abendkleid für die Gattin verkaufen?

Denn er geht zu seinem übergroßen Kofferraum, öffnet eine Tür. Aber da sind ja gar keine Koffer, dafür aber... und nun nimmt er noch einen Sack voll Kleinholz und beginnt seinen Inhalt, Stück für Stück, in den komischen Aufbau zu verladen.

Großer Gott — ein armer Irrer! Brennholz kann doch billiger, viel, viel billiger transportiert werden, dazu braucht man doch keinen Balkon an seinem Personenwagen...

Ein Irrtum wird aufgeklärt...

Der vermeintliche Kleiderreisende, dem wir uns schüchtern und mitteilvoll nähern, klärt den Irrtum auf. Mit dem Kleinholz fährt er, das ist sein Benzin — wie, bitte? — ja, ganz recht, das ist Ersatz für Benzin, für alle die teuren und zum Teil noch aus dem Ausland bezogenen Treibstoffe.

Das ist ja mächtig interessant. Mit es auch, sagt der Mann, dem wir sein „Irrtum“ innerlich schon längst abgeben haben, und nun erklärt er uns dies merkwürdige Auto, das mit Kleinholz fährt.

Da hat ein deutscher Techniker, Imbert, einen „Holzgas-Generator“ konstruiert und ihn in einen normalen 1350 cc. Ford-Personenwagen eingebaut. Dieser Wagen hat schon die Alpenfahrt 1934 mitgemacht und dabei die Goldene Medaille erkämpft. Er verbraucht zwei Kilogramm Holz statt einem Liter Benzin, und wenn er 100 Kilometer gefahren ist, dann hat der Späß gerade 65 deutsche Reichspennige für Holz gekostet und nicht, wie bisher, 3,50 Mark für Benzin.

Schön und gut, aber wie so fährt denn...



Mit Holzgas durchs Gebirge!
Zwischen Garmisch und Partentirchen verkehrt dieser seltsame Omnibus

„Tanke im Walde“

Holzgas statt Benzin — Deutsche Wunderwerke der Automobiltechnik

In nächster Zeit veranstaltet die Automobil- und Flugtechnische Gesellschaft eine Prüfungsfahrt für Kraftwagen, die mit Holzgas angetrieben werden. Eine der neuesten Erfindungen der Bergbauwirtschaft wird dabei einer eingehenden Kontrolle unterzogen werden.

Also das Holz wird in den Koffer am hinteren Ende des Wagens geschüttet. Darin ist nämlich ein großer, runder Behälter, in dem das Holz bei kleinem Feuer einfach verkohlt. Und das Gas, das bei der dazu notwendigen Luftzufuhr entsteht und frei wird, dann noch einmal gereinigt wird — eben dieses Holzgas ist der Treibstoff...

Versteht sich nicht! Da, das Auto an sich ist genau wie jeder andere Wagen gebaut. Hier, Sie sehen ja, ein ganz normaler Ford — übrigens der erste Typ, der als Personenwagen mit einem Holzgasgenerator ausgerüstet wurde.

Benzintank? — Ueberflüssig!

Motor? Freilich hat das Ding einen Motor, es ist überhaupt genau so gebaut wie ein richtiges Auto. Nur den Benzintank brauchen wir dabei allerdings nicht. Denn dessen Stelle nimmt ja eben der Verkohlungsbehälter am Ende unseres Wägelchens ein.

Nun geht uns allmählich das berühmte Licht auf. Richtig, wenn man auf den kleinen Hebel zu Füßen tritt, dann sagt man ja auch „Gas geben“. Da kann es schließlich gleichgültig sein, ob man Benzingas oder Holzgas meint.



Holz statt Benzin
Ein normaler Ford mit Imbert-Generator, der die Alpenfahrt siegreich überstand

Der Tankwart der Zukunft

Aber — noch mehr Fragen? — ja, wie steht es denn nun mit dem Tanken? Man kann ja nicht schließlich bei jedem Kohlen-teller vorfahren und zum Gaudium der Jugend jeden Alters ein paar Bündel Brennholz in den Wagen laden.

Nun, es gibt tatsächlich schon ein paar richtige Holz-Tankstellen. In Berlin sind es schon acht, die hauptsächlich die Lastwagen versorgen, die allerdings auf weite Fahrten 100 bis 150 Sacke Holz auf einmal laden müssen. Denn für Personenwagen hat sich der Holzbetrieb noch gar nicht eingebürgert, da ein solcher Imbert-Generator immerhin heute noch rund 2000 Mark kostet. Aber natürlich werden allmählich auch an den deutschen Landstraßen Holzlagerplätze entstehen.

Vielleicht hat dann der Tankwart der Zukunft eine scharfe Art in der Hand und nicht mehr den Schlauch seiner Benzinpumpe?

Vielleicht — wer kann das wissen? Auf

Kein Badeofen im Auto... sondern der allerdings noch etwas komisch aussehende Holzgas-Generator eines ausländischen Wagens

Endlich, bemerkt der „Irrer“ etwas anzüglich; aber sofort fahren wir ihm mit einer neuen Frage in die Parade. Wenn nun das Feuerchen da hinter Ihnen ausgeht?

Während der Fahrt geht es nicht aus, falls nicht etwa zufällig der Holzvorrat zur Neige geht. Und wenn der Wagen erkaltet

ist, dann kann man einen kleinen elektrischen Ventilator in Betrieb setzen, der im Nu hiesige Luft in den „Ofen“ saugt, daß das Holz spätestens in zehn Sekunden an jedem Streichholz wieder sich selber entzündet. Und für allerhöchste Fälle gibt es einen Hilfsstank für Benzin, der auch noch fünf Liter faßt.

Dem Mann ist nicht beizukommen. Das ist ja alles ganz einleuchtend. Und wenn man bedenkt, daß heute schon mehr als 1200 Lastwagen (Omnibusse, Ueberlandslüge, die sogenannten „Giganten der Landstraße“) mit ihrem Holzgasgenerator in Betrieb sind, der bei manchen wie ein netter kleiner Badeofen aussieht, daß alle diese Wagen mit ungeheuren Ersparnissen an Treibstoff rechnen können, daß sie darüber hinaus die angebotene Unabhängigkeit vom ausländischen Markt wesentlich fördern — dann ist man eigentlich schon recht überzeugt von der Richtigkeit dieser Erfindung.

Die deutsche Waldwirtschaft wird sich über jeden Fall eine höchst interessante Angelegenheit, dies „Tanke mit Holz“, und nun nicht wertvolles Kuchholz in Gas verwandelt, wünschen wir ihnen gute Fahrt. Vergessen Sie die Streichhölzer nicht!



„Tanke im Walde“
Ein Omnibus, der mit deutschem Abfallholz angetrieben wird

MODE UND HEIM

Die Zeit froher Geselligkeit

Rings um kleine Hausfeste

Was gäbe es Schöneres für eine Frau, als ihr Heim einer Schar lieber und froher Gäste zu öffnen? Geselligkeit zu pflegen, echte Geselligkeit, die zwanglos wirkt und doch die sichere, überlegene Leitung einer klugen Frau und geschickten Hausfrau verrät, ist eine der schönsten Aufgaben.

Da haben wir jetzt eine günstige Gelegenheit, auch eine größere Zahl von Gästen zu versammeln, ohne irgendwelche „Steifheit“ unter Menschen, die einander weniger kennen, befürchten zu müssen und ohne vor allzu hohen Kosten zu erschrecken: Kostümfeste! Jede Frau tut gut daran, ihren Einladungen zu dem kleinen Heimfest einen Titel zu geben, ein Motto, das dem Geist die Wahl des Kostüms erleichtert und ihm zugleich hohe Ausgaben erspart: „Wenn die Herrschaften ausgegangen sind“, so kann man einen kleinen „Gefühlsball“ umschreiben, dessen Kostümbildung ja keine Schwierigkeiten bereitet und der auch keine besondere Ausgestaltung der Räume verlangt. „Pumpenball“ und „Erwachene nicht zugelassen“ — auch die hierzu erforderlichen Kostüme sind beliebt. Heute, wo der Wollmaß sich so erfolgreich allenthalben durchgesetzt hat, wird auch ein Fest bei Fräulein „Kirschblüte“, also ein Ball mit japanischem Vorzeichen, großen Anklang finden. Die Räume lassen sich für diesen Zweck sehr geschmackvoll schmücken mit Papierblütenzweigen und den billigen, bunten Lampen (allerdings mit elektrischen Birnen! Kerzen sind viel zu gefährlich bei vorgeschrittener Stimmung).

Und das letzte Wort der Gäste? Hier bieten Kostümbälle den Vorteil, eine feine Abendtafel mit langer Speisenfolge auszuscheiden. Man begnügt sich mit einem möglichst reichhaltigen und bunten, kalten Buffet und hat nur Sorge zu tragen, daß neben dem bequemen Sitzmöbeln auch für eine ausreichende Anzahl kleiner Abstellplätze gesorgt ist, damit nicht die Stimmung, die Kostüme und — die Wohnungseinrichtung unter allzu primitiven Spielbedingungen leiden müssen.

Was steht auf dem kalten Buffet? Vor allen Dingen mehrere Schüsseln mit verschiedenartigen Salaten, hübsch angerichtet, dann knusprige Brötchen und Toastgebäck, sowie Platten mit fertig belegten, kleinen Schnitten und eine Käseplatte. Sehr willkommen ist meist auch etwas herzhafter Kohl. Die Hausfrau, die über hilfreiche Küchengelichter verfügt, kann ohne große Mühe und Kosten Schinken- oder Käserröllchen (mit einfachem Eierkuchenteig umgeben und rasch ausgebacken) warm auftragen lassen. Auch sind Muscheln, wie wir sie für überbackene Vorgerichte kennen, handlich und geräumig genug, um verschiedene kleine Gerichte — mit Fisch, Schinken, Braten, Gemüse in Verbindung mit würziger Tunke oder Salat — auftragen zu lassen. Für spätere Stunden wird man gern ein paar Schüsseln mit Obstsalat vorbereiten — möglichst ohne Alkohol, der sich meist mit dem Getränk des Abends schlecht verträgt und Kopfweh erzeugt. Auch kleine Formchen mit einem feinen Schaumpeise, mit Früchten garniert, sind sehr beliebt. Als Ergänzung dazu sind Schalen mit knusprigem Kiegebäck aufgestellt. Und für die „gefährliche Stunde“ — so kurz nach Mitternacht — wenn die lieben Gäste teils müde, teils vom angeregten Tanzen wieder hungrig sind, tut man gut, eine Terrine voll Erbsuppe mit Würstchen oder auch nur Würstchen mit Gulaschsaft bereit zu halten. Erst für die ganz Unmüden, die sich selbst in den Morgenstunden nicht trennen können, ist der starke Kaffee mit würzigen Brotkrumen gedacht.

Und was trinkt man, um die Stimmung zu erhöhen und zu erhalten? Vor allen Dingen: nur ein einziges Getränk, das sich den ganzen Abend über gleichbleibend nichts Gemixtes und nicht verschiedene Sorten durcheinander. Das vertragen auch hartgetrunkene, trinfeste Leute meist schwer. Man gibt also Entee oder warmen nach Jahreszeit, auch kalten oder warmen Punsch. Beispielsweise den letzten Ananaspunsch, der aus zwei Kilogramm feingewürfeltem Ananas besteht, die man mit 400 Gramm Zucker ziehen läßt und nach einer halben Stunde mit einem Süßweinglas Rum übergießt und noch eine Stunde ziehen läßt. Dann bringt man je eine Flasche leichtes Mosel und Rheinwein zum Kochen, läßt eine Schote Vanille darin ziehen und gibt ein kleines Glas Cognac hinzu. Dann übergießt man die Früchte mit dieser kochenden Flüssigkeit, die durch ein Tuch gegeben wird. Man reicht den Punsch heiß und kann ihn beliebig mit Heißwasser verdünnen. Auch weißer Biskhof oder Orangen-Glühwein (ein saurer Glühwein mit Zusatz von Orangensaft), Tee- oder Zitronenpunsch sind sehr beliebt.

Japaner Post

über sich selbst.

Die kleine Stadt in der ich am 24. Juli 1889 geboren wurde, spiegelt sich in der Ober- Ueber ihre Nieder und Wiesen weit über sich. Meine herzensgute und bis zur Selbstaufgabe opferbereite Mutter war eine wortfame Frau, die das Leben mit nüchternen Augen ansah. Sie ging aus sich heraus, wenn sie erzählte, wie jubelnd die Vögel am Morgen meiner Geburt sangen. Vielleicht nahm sie es als gute Vorbedeutung. Die Erziehung, soweit von einer solchen die Rede war, lag zumeist in den Händen der Großmutter, die bei meinen Eltern wohnte. Wir Kinder wurden von ihr, mehr als gut war, verwöhnt und verloren über ihrer etwas phantastischen Weltanschauung den Sinn für das wirkliche Leben. Erst unter fremden Leuten wurden uns unsanft die Augen geöffnet. Mein Vater konnte kummervolle Gesichter nicht vertragen, wie er überhaupt den Lebensbitterkeit gern aus dem Weg ging. Sein Gewerbe als Stubenmaler übte er unglücklich aus. Als Sohn eines Künftlers — der Großvater war Porträtmaler — fühlte er sich zu höherem berufen.

An der Ungunst der Verhältnisse trug ich schon als Kind schwerer als mein Bruder, und der Drang, meiner Mutter beizustehen, erwachte frühzeitig in mir. Ich war glücklich, wenn ich ihr ein paar Groschen, die ich mir durch Botengänge verdient hatte, bringen konnte. Als mein Schulabtritt kam, zögerte ich nicht, eine Stellung als Vorleserin bei einer fast neunzigjährigen Dame in Breslau anzunehmen. Über dieser erste Versuch, mir mein Brot zu verdienen, mißlang, weil ich vor Heimweh verging und Mutter in einem Brief anflehte, mich wieder nach Hause zu nehmen. Mit 18 Jahren schrieb ich, angelockt durch eine Karte mit dem Zirkus Bild, an Verwandte meiner Mutter nach Berlin und fragte auf gut

Für die Übergangszeit gibt uns die neue Mode ein sehr reizvolles und praktisches Hilfsmittel an die Hand, das die Tages- und Straßenkleider wirkungsvoll ergänzt: das Cape. Es muß nicht immer ein „ausgerollenes“ Cape sein, oftmals begnügt man sich mit Capesekten.

Beim Tageskleid kann das Cape — aus dem gleichen Material — knapp unter der Schulter am Oberarm aufgeklopft werden. Selbstverständlich hat das Kleid lange Ärmel und ist auch sonst so gearbeitet, daß es mit dem Cape harmonisiert. Für kurzärmelige Kleider empfiehlt sich ein besonderer Capeschnitt, der den Unterarm durch einen Schlitz in der Vorderbahn des Capes greifen läßt. Dadurch ist die Kleidform des Anzugs betont — man darf ein solches Cape auch im Zimmer tragen. Sehr hübsch ist ein aufgeklopftes Cape, das mit dem Sportrock übereinstimmt und durch eine karierte, buntfarbige Taftbluse ergänzt wird.

Launen der Mode

Ein Cape muß es sein!



Glück an, ob sie mich brauchen könnten. Die Antwort lautete bejahend. So fuhr ich in einer Minut nach Berlin.

Bald sah ich in einer Arbeitsstube mit der trostlosen Aussicht auf Mietkasernen und gab mir Mühe, hinter die Geheimnisse der Blumenästhetik zu kommen. Als ich mich in den veränderten Verhältnissen so gut es ging zurechtgefunden hatte, stellte ich auch der Bildungshunger ein. In einem kleinen Theater des Ostens lernte ich das Schauspiel und Drama kennen. Ich begeisterte mich derartig, daß ich für meine Spargeizigen Kleider-Feste mit klassischen Dichtungen taufte, um nichts von den Eindrücken zu verlieren. Beim Gefäß der Nähmaschine lernte ich Monologe aus dem „Faust“ auswendig. So vergingen meine Jungfrauenjahre. In dem großen Nähstich konnte ich nicht heimlich werden. Die Phantasie ging rastlos eigene Wege, und ich hing an, mir bei der eintönigen Arbeit Geschichten auszudenken. Es fand sich Stoff

genug. Die Vorführung fügte es, daß ich die Dichterin Martha Große kennen lernte. Ihr habe ich starken inneren Antrieb und schriftstellerische Förderung zu verdanken. Es ist zum großen Teil ihr Verdienst, daß ich nicht an der Nähmaschine verblümmte, sondern mit meinen Büchern aus dem Volke den Mitmenschen zu nützen hoffe. Die Armut und Genügsamkeit der Leute meiner Heimat, ihr Lieben und Leiden, Sündigen und Vereuen, gepaart mit einer kindlich naiven Frömmigkeit sprachen eindringlich zu mir; ich habe versucht, gehorsam diesem Ruf und beiseite ein getreues Bildnis jenes mühselig-lapseren, wilden, zernücherten — zuletzt der Liebe wertigen Lebens in meiner Heimatlandschaft zu entwerfen, und zugleich damit doch auch mehr als ein bloßes liebevolles Abbild — eine Geschichte vom Menschen überhaupt, von seinem „dunklen Drang“ und seiner „lichten Glut.“ So entstand mein neues Buch, der Roman „Wir ist recht geüben.“

Kleine Japanerin empfängt

Einmal im Jahr hat die kleine Japanerin ihren großen Tag. Es ist das Fest der Puppen, an dem sich das Interesse der Allgemeinheit ausschließlich auf die kleinen Mädchen konzentriert. Schon am frühen Morgen steht man die Kinder schon gepackt auf den Straßen und von Mittag an beginnen sie, einander Besuche zu machen. Es ist eine höchst offizielle Sache, und auch die ärmste Frau würde nicht daran denken, dem fünf- oder zehnjährigen Töchterchen die Aufsicht über die kleinen Geschwister zu erteilen. Jede Mutter hat genügend damit zu tun, die Puppenausstellung so originell und hübsch herzurichten als nur möglich.

Diese Puppen sind ja die Hauptrolle. Jedes kleine Mädchen hat eine regelrechte Sammlung, an dem sich das Interesse der Allgemeinheit ausschließlich auf die kleinen Mädchen konzentriert. Schon am frühen Morgen steht man die Kinder schon gepackt auf den Straßen und von Mittag an beginnen sie, einander Besuche zu machen. Es ist eine höchst offizielle Sache, und auch die ärmste Frau würde nicht daran denken, dem fünf- oder zehnjährigen Töchterchen die Aufsicht über die kleinen Geschwister zu erteilen. Jede Mutter hat genügend damit zu tun, die Puppenausstellung so originell und hübsch herzurichten als nur möglich.

Pyramidenförmig, hinter der offenen Tür oder beim Fenster — damit recht viele den Schatz bewundern können —, bei den wohlhabenden Familien im Garten der Landbesitzer, ist

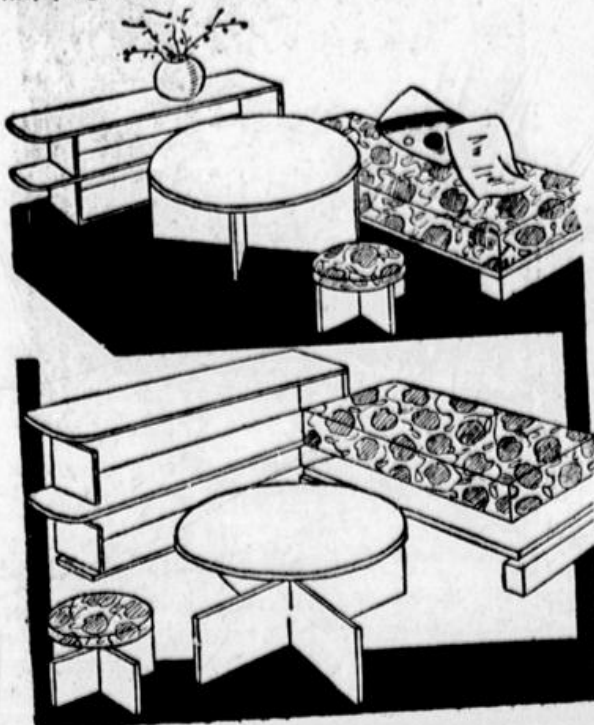
die Puppenausstellung auf einem Tisch oder Gestell aufgestellt. Japanische Puppen in allen Trachten und Größen, Nachbildungen indischer Tempelbilder, afrikanische Strohfiguren und — etwas ganz Neues — eine europäische Puppe mit Augen zum Auf- und Zuklappen. — Je mehr Puppen, um so größer der Stolz.

Am Nachmittag empfängt die kleine Japanerin ihre Freundinnen und Freunde. — Die kleinen Buben tun gelegentlich mit, obwohl sie ihren eigenen Feiertag ein wenig später haben. Die hochgetürmten Frisuren glänzen, viele kleine Häcker werden bewegt und die Holzschühchen klappern. Dabei geht alles ungeheuer konventionell vor sich. Die „Dame des Hauses“ tauscht Höflichkeiten mit den Gästen aus, ehe man die Puppen an eine kleine Tafel zum Mahl setzt und schließlich selbst bei allerlei Kaschwerk sich erfrischt. Dann verbeugen sich Gäste und Gastgeber höflich — man geht zum nächsten Besuch.

Und am Abend wandern all die lustigen Puppen wieder in Mütter Kassen, denn das kleine Mädchen soll all die kostbaren Stücke ihren Töchtern vererben, genau wie Mutter und Großmutter es getan haben. Ein großer Feiertag geht mit Lampions und Umzügen zu Ende — ein Tag, an dem die kleine Japanerin ganz „erwachsen“ gespielt hat.

Praktisches Heim

Ratschläge für Eigentümern



Die formschönen, glatten Möbel unserer Zeit scheinen so leicht herzustellen, daß sich mancher geschickte Hausherr zum Tischler entwickelt. Und tatsächlich ist die Sache bei einfachen Möbeln nicht so schwierig. Da haben wir beispielsweise eine Stahlmatratze, die aus einer unbrauchbaren Chaiselongue entfernt wurde. Sie wird auf ein glattes, starkes Brett von passender Größe gesetzt, das nur oben und unten zwei handfeste Leisten untergelegt bekommt.

Eine runde Tischplatte, die vielleicht auf einem geschwörkelten Fuß saß, wird auf zwei rechtwinklig ineinander gepaßte Sperrholzplatten gesetzt. Nach dem gleichen Schema entstehen kleine Hocker, die mit Polstern versehen werden. Das schöne, niedrige Wandbrett gar besteht nur aus drei langen und vier kleinen Bretchen, die geschmackvoll zusammengefügt sind. Beize oder Schleiflack vollenden dann das Meisterwerk.

Achtung Hausfrau!

Was Küche hat der ewigen Kartoffeln!

Topfentüdel bestehen aus 30 Gramm Butter, 2 Eiern, einem Viertelpfund passiertem Topfen und 60 Gramm Semmelbrösel. Butter wird schaumig gerührt, mit den Eiern, dem Topfen und den Semmelbröseln vermischt und Kügelchen daraus geformt. Einen Eßlöffelbutter in kochendem Salzwasser gar werden lassen. Salz nicht vergessen!

Bagerische Küdel bestehen aus acht alten Semmeln, zwei Eiern, einer Tasse kalter Milch, Pfeffer, Salz und Mustard nach Geschmack. Die feingehackten Semmeln müssen bis zum

Welchwerden in der Milch stehen bleiben. Dann verrührt man sie fein, gibt Eier und Gewürze hinzu und formt einen Probekloß. Ist die Masse zu weich, so reißt man sie mit weiteren Semmelbröseln oder Mehl. Zehn Minuten in schwachem Salzwasser kochen.

Schwemmstücke, zu denen man 25 Gr. Butter, 4 Eßlöffel Mehl, ein Ei, Salz und weitere 30 Gramm Butter braucht. Mit der Butter und dem Mehl macht man mit Hilfe von etwas kaltem Wasser eine Mehlschwitze, die sich der Teigloß vom Topf löst. Nach dem Abkühlen gibt man das Ei darunter, das Stück Butter dazu und rührt mit dem Löffel kleine Kügelchen aus, die in Salzwasser gargekocht werden. Schmalzbeilage zu Fleisch- und Gemüseplatten, Einlage zur Suppe.

Bilder aus aller Welt



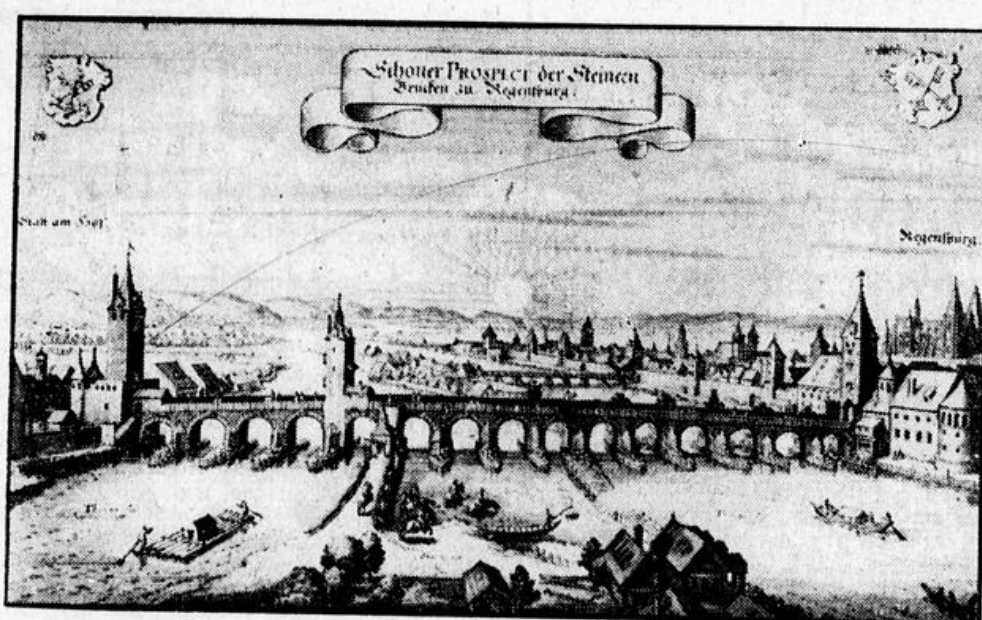
Die Reife gräbt sich ein neues Bett.
Durch die schnelle Schneeschmelze in den mittelschleisischen Gebirgen schwellen Flüsse und Bäche in der Oberlausitz stark an und überschwemmen weite Flächen. Bei Penzig grub sich die Reife ein neues Bett, nachdem sie den Damm an drei Stellen durchbrochen hatte.

Eröffnung der Ibero-Amerikanischen Wirtschaftsausstellung.

In den Räumen des Deutschen Wirtschaftsverbandes für Süd- und Mittelamerika am Berliner Schlossplatz wurde eine Ausstellung eröffnet, die Produkte und Darstellungen des natürlichen Reichtums, des völkischen Lebens und der wirtschaftlichen Entwicklung der iberio-amerikanischen Staaten zeigt. Bild in die Ausstellung der Abteilung Venezuela.



Historische Tage an der „Goldenen Bremm“.
Das neuerrichtete deutsche Zollhaus zwischen Saarbrücken und Forbach wird nach Wiederaufnahme des deutschen Zolldienstes an der saarländisch-französischen Grenze geschmückt.

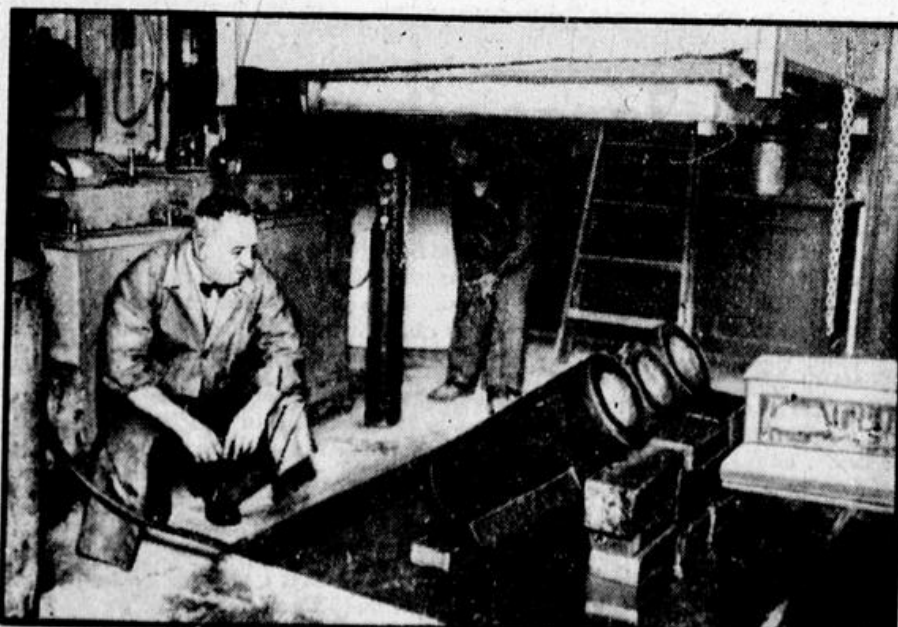


800 Jahre Steinernen Brücke zu Regensburg.

Ein zeitgenössischer Stich der Steinernen Brücke zu Regensburg. Sie ist eine der ältesten und schönsten Brücken Deutschlands und kann in diesem Jahre auf ein 800jähriges Bestehen zurückblicken. Mit 15 mächtigen Hauptbögen überspannt sie in 308 Meter Länge die Donau.



(Heinrich Hoffmann.)
Reichsarbeiterführer Hiert 60 Jahre.
Der Staatssekretär für den deutschen Arbeitsdienst, Reichsarbeitsführer Oberst a. D. Konstantin Hiert, beging am 23. Februar seinen 60. Geburtstag.



Sonnenglut und Regenschauer — im Saal.

In der Wiener Versuchsanstalt für Baustoffe am Technologischen Gewerbemuseum gibt es eine Anlage zur Erzeugung künstlicher Witterungseinflüsse, mit der Baustoffe auf ihre Wetterbeständigkeit geprüft werden. Sonnenglut und Regenschauer, Frost und Luftfeuchtigkeit werden hier zur Materialprüfung künstlich erzeugt.

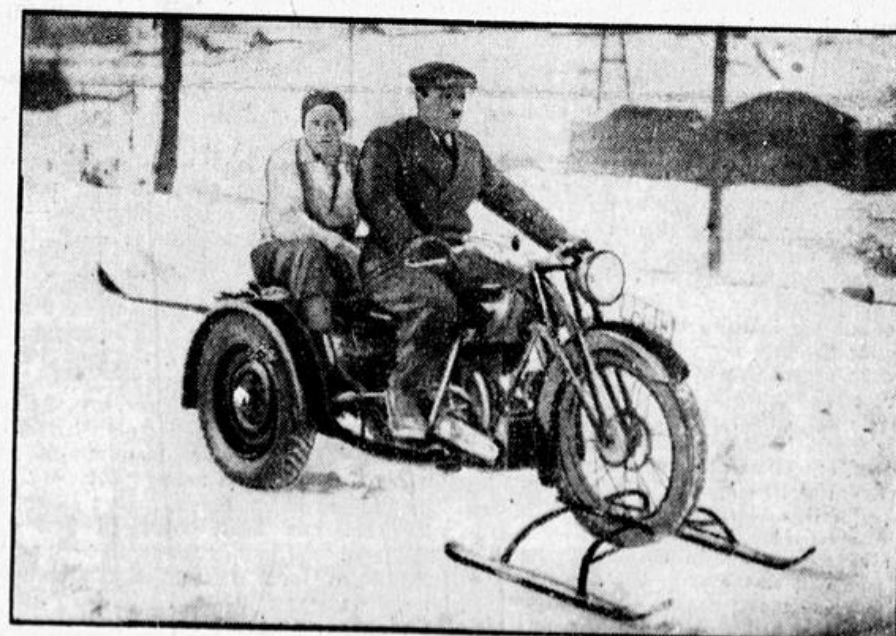
Bild rechts:

Orkan über Deutschland.

Gaushohe Wellen an der Kaimauer des Hamburger Hafens. Ueber ganz Deutschland wütete ein orkanartiger Sturm, der teilweise große Verwüstungen anrichtete. Im Hamburger Hafengebiet war die gesamte Nordseeschiffahrt lahmgelegt, und der Wasserpiegel lag um nahezu zwei Meter.

Bild rechts:

Bilderdienst:
Deutsches Nachrichtenbüro.



Das Motorrad auf Schlittenschuhen.

In dem Tiroler Winterparadies Nibbelerregte ein Motorradfahrer großes Aufsehen, der sein Fahrzeug mit Schlittenschuhen versehen hat und auf diese Weise trotz des Schnees und der vereisten Straßen rasch vorwärts kommt.

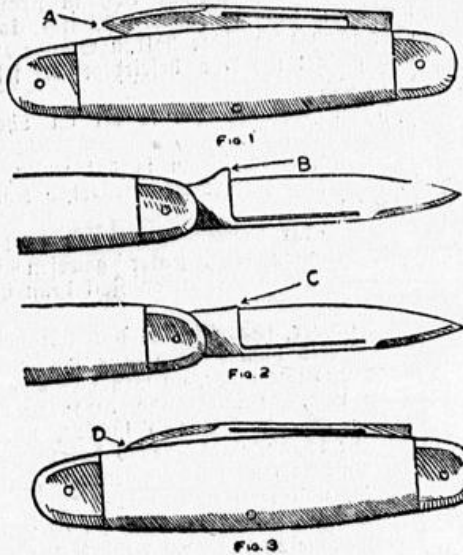


Der erste deutsche Fliegerhandwerker-Wettbewerb.
Ein Flugzeugmodell wird aufgebaut. Mit der Eröffnung des ersten deutschen Fliegerhandwerker-Wettbewerbs durch den Präsidenten des Luftfahrtverbandes in der Tennishalle Berlin-Wilmersdorf soll der Öffentlichkeit ein Einblick in die Arbeit des Fliegerhandwerkers gegeben werden.

Spielplatz der Jugend

Allerhand von Taschenmessern

Wenn die Klinge eines geliebten Taschenmessers nach langem Gebrauche anfängt im Gehäuse hochzusteigen, wie ihr es bei A



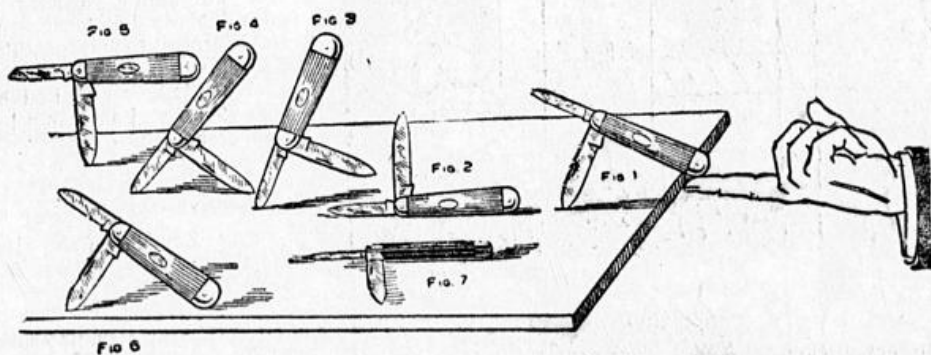
seht, dann ist das ein bedrohlicher Umstand für die Tasche, in der das Messer aufbewahrt wird und es wird Zeit, das Übel abzustellen.

Die Spitze wegzuschleifen ist meist nicht recht angängig, es würde eine zu kleine Klinge übrig bleiben. Aber wenn sie in der Weise befestigt ist, wie es Abbildung 2 B zeigt, dann kann man diese Stelle glattfeilen, bis sie aussieht wie 2 C, und wird dann finden, daß sich das Messer ordentlich wieder zuklappen läßt, wie ihr es auf Figur 3 D sehen könnt.

Recht wenig bekannt ist ein hübsches Spiel mit dem Taschenmesser, das allerdings nur für geübtere Hände und Jungen über 12 Jahren in Frage kommt. Ihr braucht dazu ein Messer mit zwei Klingen, klappt die eine halb, die andere ganz auf, und versucht nun, das Messer mit dem Zeigefinger der rechten Hand aus der Stellung wie Figur 1 zeigt hochzuschleudern, so daß es sich überlagert und in den Tisch einbohrt, der zu diesem Zweck mit einem alten Stück Linoleum bedeckt wird. Die verschiedenen Stellungen zählen verschiedene Punkte:

- Figur 2 = einen Punkt,
 3 = drei Punkte,
 4 = fünf Punkte,
 5 = sieben Punkte,
 6 = keinen Punkt,
 7 = aber zählt drei Punkte zurück.

Wer zuerst 15 Punkte geworfen hat, ist Sieger; jeder darf dreimal nacheinander werfen, dann kommt der nächste dran.



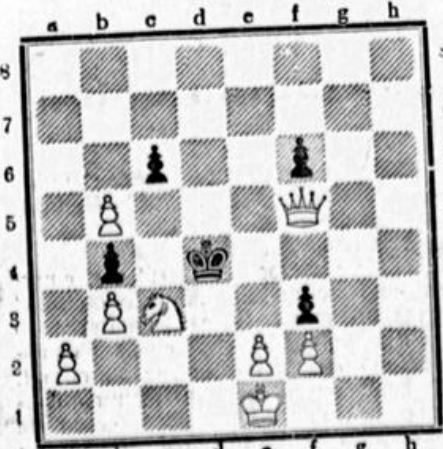
Die mathematischen Würfel...

Früh hatte sich ein neues Zauberkunststück ausgedacht. Er wendet den Kameraden den Rücken zu — keine Spiegel bitte! Und dann läßt er einen der Teilnehmer mit zwei Würfeln einen Wurf tun. Das ist geschehen? Nun bittet er, daß einer der Würfel unverändert liegen bleibe, während der andere auf seine

entgegengesetzte Seite gekehrt wird. Die Augenzahl der drei Flächen soll nun zusammengezählt werden, ergänzt durch einen neuen Wurf, der mit dem zweiten, bereits umgekehrten Würfel erneut gemacht wird. Jetzt bleiben die Würfel liegen und der Zauberer wendet sich um. Er sieht die Augenzahl der Würfel auf dem Tisch und nennt sofort die Summe, die die gesamten Würfel ergeben haben. Wie macht er das?

Schachaufgabe

Ernst Morwitz



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König e1, Dame f5, Springer e3, Bauer a2, b3, b5, c2, f2. — Schwarz: König d4, Bauer b4, c6, f3, f6.

Der kluge Kellner

Ein vornehmer Gast betritt mit Frau und Tochter an einem strahlenden Sonntag ein Gasthaus. Die Familie vertieft sich eingehend in die Speisekarte, indes der Kellner ehrerbietig im Hintergrund sich aufhält. Schließlich winkt der Herr dem Kellner: „Allo bringen Sie mir ein Schnitzel mit Stangenpökel — meiner Frau Heringssalat als Vorspeise und hinterher Schweinebraten mit Kartoffeln und für meine Tochter Pasteten und füllt mit gemischtem Gemüse. Und — Ober halt, noch eine Flasche Nr. 34.“

„Jawohl, Herr Hauptmann“, sagte der Kellner und entschwand eilig in Richtung der Küche. Woher wußte der kluge Kellner, welchen Beruf der Gast hatte und welchen militärischen Rang er bekleidete?

Rechnen wir mal!

Die Quersumme einer zweifigigen Zahl ist 11. Verdreifacht man sie und addiert 5, so erhält man eine zweifigige Zahl mit denselben Ziffern in umgekehrter Ordnung. Wie heißt die Zahl?

Silbenrätsel

Aus den Silben

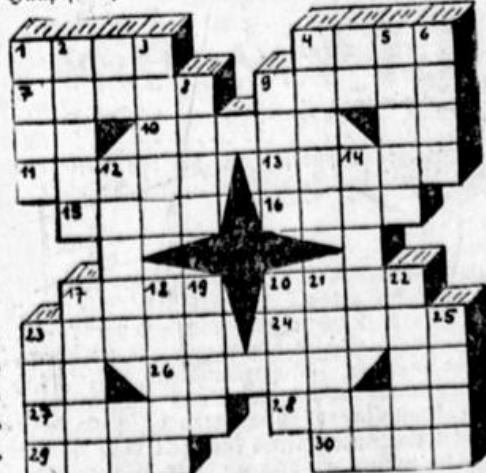
a — au — bar — be — ben — bi — bo — burs
 — dau — de — den — di — el — el —
 ent — er — erd — erz — fer — ga — gall
 — gra — hi — il — is — ist — la — lan —
 list — lo — me — me — men — nach — nau
 — ne — ni — nis — nit — nung — pol —
 re — ro — ran — schaf — ser — si — te — ti
 — tom — tu — um — ve — ver — vi —

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Weibel ergeben.

1. Gewinnanteil
2. Luftort in Thüringen
3. Abstand, Distanz
4. Solbad bei Magdeburg
5. Schwester der Antigone
6. Gestein
7. Gebirgsflanke in Persien
8. Umkleizier
9. britische Insel an der ostafrikanischen Küste
10. Geschenkverlosung
11. hoher geistl. Würdenträger
12. Singvogel
13. griechisch-römischer Gott der Dichtkunst
14. französischer Schutzort in Nordafrika
15. Weiberboot der Estimos
16. Zurückhaltung
17. italienischer Komponist
18. Naturereignis
19. Kirchenfest
20. vierföhriger Wagen

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Gedanke, Vorstellung, 4. Königreich in Hinterindien, 7. griechischer Buchstabe, 9. Stodwerk, 10. berühmter Geigenbauer f., 11. Stadt in Lippe, 13. Europäer, 15. Untiefe, 16. ebenso, gleichfalls (lat.), 17. englischer Sagentönig, 20. Papstname, 23. deutscher Dichter f., 24. griechische Muse, 26. Herbstblume, 27. Kennbeginn, 28. Theaterleitung, 29. Prüfungszeremonie, 30. europäische Hauptstadt.



Senkrecht: 1. Abgott, 2. Stichwaffe, 3. wie 9. waagerecht, 4. Vahstisch, 5. Stadt in Jugoslawien, 6. Gewässer, 8. Gott der Liebe (röm.), 9. Behälter, 12. griechische Sagentönig, 14. italienische Hofenstalt, 17. Musikinstrument, 18. Abweichung, 19. Ueberbleibsel, 20. hoher englischer Adel, 21. Geisteskrankheit, 22. Schmaler Weg, 23. Ruhepause 25. lateinische Bezeichnung für Delbaum.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Schachaufgabe

Lösung: Dame h1 — e4
 Wenn Schwarz d5 x D e4, dann S d6 — c4 matt.
 Wenn Schwarz D h7 x D e4, dann S d6 — b7 matt.

Stiderei auf Tüll

Für geschickte Mädchenhände

Tüll ist kein teurer Stoff und man kann daraus reizende Teedeken herstellen.

Entweder begnügt man sich, mit weißer Kunstseide, und einem leichten Zierfisch (Hegen- oder Grätenfisch) einen schönen breiten Saum einzunähen, oder man arbeitet mit bunter Seide leichte Stidereien hinein.



Nun läßt sich gerade Tüll — er darf nur nicht zu grobmaschig sein — sehr leicht besticken. Man braucht nämlich die Muster nicht durchzupausen, sondern nimmt zu kleine Umrißzeichnungen von Tieren oder Blumen auf Papier, heftet das Papier unter den Stoff und folgt dann, indem man mit der Nadel von Loch zu Loch auf- und abfährt, diesen Umriß mit einem bunten Faden. So wird sich zum Beispiel ein springendes Reh in rot neben einer grünen Tanne sehr nett machen. Ist der Faden zur Hälfte aufgestickt, führt man ihn so auf derselben Linie zurück, daß die zwischen den Stichen liegenden Tüllfäden übersticht werden. Dadurch läßt sich auch das Vernähen leicht bewerkstelligen.

Der Hampelmann angelt...



Wenn das Eis gut tragfähig ist, und du dich aufs Angeln verheßt, dann kannst du im Winter einen kleinen Angelapparat herstellen, der die das Warten in der Kälte abnimmt und selbsttätig angibt, wenn ein Fisch gebissen hat.

Dazu läßt sich gut ein lustiger Hampelmann verwenden, welcher die erste Nachweihnachtszeit gut überstanden hat. Er wird am Eisloch so befestigt, wie es das Bild zeigt. Hat der Fisch gebissen, so winkt der Mann mit Armen und Beinen, und ihn an Land holt, und hält den Fisch fest bis du kommst, und ihn an Land holst.

Wenn Schwarz c3 — c2, dann D e4 — b4 matt.
 Wenn Schwarz d5 — d4, dann S d6 — c4 matt.
 Wenn Schwarz a4 — a3, dann D e4 — b4 matt.

Die Pyramide

Als mathematische Aufgabe stellt die Ueberlegung des Fortschreitens einer arithmetischen Reihe dar, deren Ausgangspunkt 1 und deren Endsumme 28920 beträgt. Mit x wollen wir das Endglied der Reihe bezeichnen. Die Formel zur Berechnung einer arithmetischen Reihe, die mit 1 beginnt, lautet: Gesamtsumme = $\frac{1+x}{2} \times x$. Wir können also die

Gleichung aufstellen: $28920 = \frac{1+x}{2} \times x$.

Daraus ergibt sich, daß x = 240 ist. Da aber jeder Stein 50 Zentimeter hoch ist, beträgt also die Gesamthöhe der Pyramide 120 Meter.

Silbenrätsel

1. Gaurifant, 2. Elektra, 3. Dostojewski, 4. Unkrut, 5. Viebig, 6. Dalmation, 7. Zehoe, 8. Sauerkraut, 9. Tarantel, 10. Desraudant, 11. Ehrenpreis, 12. Rienz, 13. Stuart, 14. Chodowiedt, 15. Luertes. — Geduld ist der Schlüssel zur Freude.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Saal, 4. Idee, 7. Tula, 8. Reis, 9. Dom, 10. Rebe, 12. Adel, 14. Rinn, 17. Anis, 20. Dim, 21. Reß, 22. Maid, 23. Olga, 24. Elia.
 Senkrecht: 1. Star, 2. Auge, 3. Lade, 4. Irma, 5. Eibe, 6. Giel, 11. Din, 13. Don, 14. Koro, 15. Igel, 16. Keta, 17. Amme, 18. Jis, 19. Soda.

Das schwierige Testament

Der Mann gedachte seinen Sohn mit dem doppelten Betrag zu bedenken wie seine Frau, und seine Frau wiederum mit einer Summe, die das Doppelte dessen ausmacht, das seine Tochter einmal erben soll. Er teilt also sein Vermögen in sieben gleiche Teile: einer entfällt auf die Tochter, zwei auf die Mutter und vier auf den Sohn. Damit ist das Verhältnis gewahrt, das ursprünglich festgelegt wurde.

Wenn's wahr ist...

Kleine Geschichten von großen Leuten

Voltaire äußerte sich einmal sehr lobend über einen anderen Gelehrten. Als ihm seine Freunde darauf sagten, daß jener im Gegenzug hierzu sehr schlecht über Voltaire urteile, sagte er lachend: „Soll er ruhig. Mag sein, daß wir beide Unrecht haben.“

Tristan Bernard erhält eines Tages den Besuch eines Finanzmannes. Es entspinnt sich eine lebhafteste Unterhaltung über Geschäftserfolge im allgemeinen. „Darf ich Ihnen“, fragt Bernard, „eine glänzende Transaktion vorschlagen?“ — „Bitte!“ — „Kaufen Sie das ganze Wissen unserer Zeitgenossen für das, was es wert ist, und verkaufen Sie es für das, wofür man es hält.“

In Gesellschaft wurde Reger einmal aufgefordert, gemeinsam mit einem andern Pianisten die neueste Komposition eines Tonbilders auf zwei Klavieren zum Vortrag zu bringen. Reger erklärte sich sofort bereit, während der andere sich weigerte. Er gab vor, das Werk nicht zu kennen und sich daher auf seine „Schwimmerei“ einzulassen zu wollen. Da raunte ihm Reger ins Ohr: „Bilden Sie sich doch nichts ein... die Sache ist so leicht, daß von Schwimmen gar keine Rede sein kann.“

Einst besuchte Mark Twain einen Maler, um dessen Bilder zu besichtigen. Er kritisierte eines der Gemälde, auf dem sich, wie er meinte, zuviel Vögel befanden. Er sprach seine Bedenken in lebhaften Worten aus und fuhr, um sie besser zu unterstreichen, sogar mit der Hand über das Bild. „Um Gottes willen“, rief der Maler, „lassen Sie das Bild in Ruhe! Es ist noch ganz naß!“ „Das macht nichts“, beruhigte ihn Mark Twain, „ich habe Handschuhe an.“

Kindermund

„Ich will dir etwas Nettes erzählen“, sagte die Gouvernante zu ihrem Schüler, „ich kenne einen kleinen Buben, der genau so alt ist wie du und der sowohl schreiben wie lesen kann; er hat auch schon angefangen, französisch zu lernen.“ „Was muß der für eine tüchtige Gouvernante haben!“ entgegnete der Junge.

Frühchen kommt freudestrahlend nach Hause und erzählt: „Mutter, ich weiß jetzt, wie der liebe Gott mit Vornamen heißt.“

„Wie denn, mein Kind?“ fragt die Mutter. „Er heißt Ernst“, sagte das Kind mit Ueberzeugung.

„Woher weißt du denn das?“ „Wir haben heute gelernt: Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen.“

Der Gegner

In einem Dorfe wird eine Wahlversammlung, da ein anderes Lokal nicht zu haben ist, in einer Scheune abgehalten. Neben der Scheune liegt ein Stall. Der redende Kandidat wird in der Aufzählung seiner Vorzüge plötzlich durch das laute Brüllen eines Kindes unterbrochen.

Nachdem sich die Heiterkeit des Auditoriums gelegt hat, bemerkt der Redner: „Meine Herren! Auf diesen Einwurf meines Gegners war ich allerdings nicht gefaßt!“

Unsere lieben Kleinen...

Erlauchtes und Beobachtetes

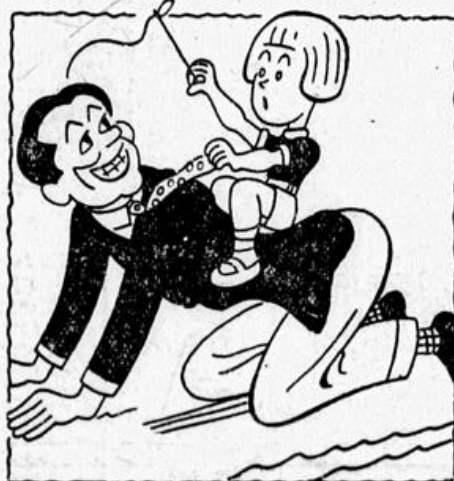
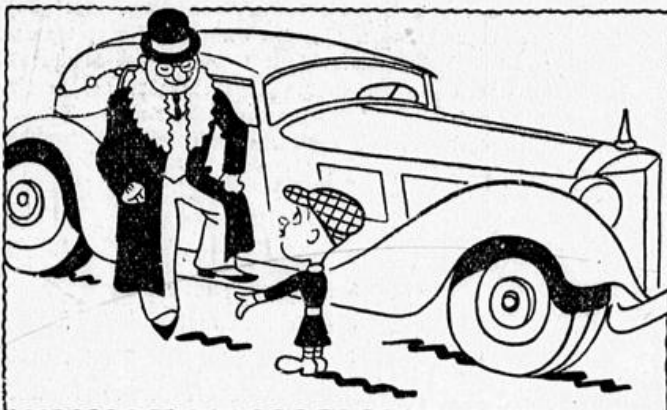


„Was sagt ein artiges kleines Mädchen, wenn die liebe, gute Tante kommt?“ „Hast du wieder die Schokolade mitgebracht, die nach Seife schmeckt?“

„Herr Direktor, Sie wollten mir doch noch einen Groschen schenken?“ „Gewiß, mein Junge, warum hast du den nicht schon längst geholt?“ „Ich wollt' Sie nicht drängen — kurz vor'm Ersten.“



„Bist du jetzt artig, Fröhchen?“ „Nein, aber wenn es soweit ist, werde ich klingen.“



„Na, Paulchen, wie gefällt dir das Reiten?“ „Reicht dir, Onkel, ein richtiger Esel wäre mir lieber.“



„Wie alt ist eigentlich dein Großvater?“ „Genau weiß ich es nicht, aber wir haben ihn schon sehr lange!“

Der Engel

„Mutter, kann Fräulein Lotte fliegen?“ „Wie kommst du denn darauf?“ „Na, Bati sagt, sie sei ein Engel.“ „Na, dann soll er mal sehen, wie sie fliegt!“

Zeitgemäß

„So ein Clown hat es gut!“ „Wie denn?“ „Er bekommt Ohrfeigen und braucht sich ex officio nicht beleidigt zu fühlen...“

Wald Feld und Heide

Sterbende Möven

Eine Frage, die alle Tierfuchkreise interessieren dürfte, wird wieder akut, da aus Amerika die erschreckende Nachricht kommt, daß die gefiederten Begleiter der großen Ozeandampfer keine Lebensmöglichkeit mehr haben, seitdem Del als Brennstoff für Schiffe in Gebrauch kam. Bisher fiel die Verleumdung der Ozeane noch nicht auf in Folge der Größe des Gebietes, doch an den Küsten mancher Länder tritt das Problem klar in Erscheinung: Häfen, Küstengewässer und Baderplätze sind mit der schwarzen Schmiere bedeckt, die von Schiffen in der Nähe herüber von der Flut angepöbelt wurde. Die schwarzen Felder, die Hunderte von Meilen vom Strande ganze Heften der Meeres bedecken, werden nach einiger Zeit landwärts getrieben und bringen Tausende von Vögeln den Tod, machen Fische den Aufenthalt unmöglich, vermindern die Nahrungsmittelquelle und ruinieren manche schönen Baderstrände.

Manche Schiffe entleeren ihre Öltrübe einfach ins Wasser, wie es ihnen am bequemsten ist, ohne sich um etwas anderes zu kümmern. Anfangs bildet das Öl nur eine dünne Haut, doch verwandelt es sich bald in einen fleck schwarzer Schmiere von

teerartiger Beschaffenheit, die das Gefieder der Vögel so zusammenklebt, daß sie weder fliegen noch Nahrung suchen können. Sterbend oder tot werden sie an den Strand geworfen, nachdem sie vorher von der Flut umhergetrieben wurden — ein jämmerliches und beschämendes Schauspiel.

Wie kann man dem Elend steuern? — Das Problem wird brennend an den Küsten Nordamerikas, Großbritanniens, Afrikas, Neuseelands, Westindiens und Australiens. Die königliche Gesellschaft zum Schutze der Vögel Großbritanniens ludt seit 1920 Maheregeln zuwege zu bringen, und 1926 wurde eine internationale Konferenz in Washington abgehalten, doch wurden keine bestimmten Schritte gegen die Kalamität festgelegt. Die Konferenz zögerte damals, die zwangsweise Einführung von Separatoren auf Schiffen zu empfehlen. Heute aber gibt es Separatoren, die weit wirksamer und mechanisch vollkommener sind, und die Zeit scheint reif für ihre Einführung auf Delverretern. Diese Separatoren machen sich heute bezahlt, denn sie ersparen beträchtliche Mengen Del, die ohne sie verloren gehen. Es liegt also kaum ein fischfälliger Grund mehr gegen ihre zwangsweise Einführung vor. Einige große Schifffahrtslinien haben denn auch schon alle ihre Delbrenner freiwillig mit Separatoren ausgerüstet.

Die zahme Forelle

In Kärnten hegt ein Gutsbesitzer in dem großen Brunnenort vor dem Hause eine zahme gewordene Forelle, die vor vier Jahren als kleines Fischlein in den Trog geraten war. Der flinke Forelle wäre es heute natürlich ein leichtes, über den Rand des Troges zu springen, statt dessen läßt sich aber das zum Haustier gewordene Fischlein von jung und alt mit Regenwürmern, Heuschrecken, Fliegen usw. füttern, die es aus der Hand frist. Den Dorfbehörden zist die Forelle gleichzeitig als Wetterprophet. Kommt sie nämlich außer der Fütterungszeit aus ihrem Versteck, einem Stein, heraus und bleibt längere Zeit an der Oberfläche des Troges, so ist schlechtes Wetter im Anzug, mag die Sonne auch noch so verführerisch scheinen.

Ein Sanatorium für Jungtiere

Das Neueste auf dem Gebiet der Tierhygiene dürfte die Anlage eines Sanatoriums für Jungtiere sein, das in Kopen hagen eingerichtet werden soll. Dabei handelt es sich nicht um eine Tierlinn in eigentlichen Sinne, sondern um ein Isolierungsanstaht, in der Jungtiere gesund aufgezogen werden sollen, um eine verstärkte natürliche Auslese der verschiedensten Tierarten zu ermöglichen. Die Anlage soll so geräumt gehalten werden, daß im Winter

Wissen

Ein Ehemann, der krank in einem Sanatorium lag, empfing dort den Besuch einer Freundin seiner Frau. Diese berichtete des Gattin über ihren Besuch.

„Ich fürchte“, sagte sie, „daß dein Mann viel länger im Sanatorium bleiben wird, als du glaubst!“

„Warum?“ forschte die ängstliche Gattin, „hast du den Arzt gesehen?“

„Nein“, antwortete die Freundin, „aber die Krankenschwester!“

Der Kunstgenuß

Johann, der alte Hausknecht meines Großvaters, ist noch nie im Theater gewesen. Zufällig hört sein Prinzipal davon und schenkt ihm ein Theaterbillet. Am Abend der Vorstellung verläßt Johann strahlend vor Stolz und Freude das Kontor, kommt aber schon nach einer halben Stunde zurück und meldet sich sehr bedrückt bei seinem Prinzipal.

„Na, Johann, hat es dir im Theater nicht gefallen?“

„O ja, Herr, schön ist das gewesen, sehr schön. Fein heww'd mi amesiert, dat mōt'd leggen.“

„Ja, aber Johann, du kanstst ja kaum zehn Minuten im Theater gewesen sein. Was hast du in der kurzen Zeit denn überhaupt gesehen?“

„Se Herr, schön is dat dor, sehr schön. So'n grotes buntse Bild hing dor' un ne Masse Lüüd wir'n dor, up mehre Etagen, un all de Lüüd, de wir'n sehr vergnuegt, un snacken miten'anner, und lachten, un dat war sehr schön, un id heww dat Bild anseihn un heww mi sehn amesiert!“

„Na, und weiter?“

„Se Herr, as id dat Bild un de Lüüd 'n Tübling anseihn hatt, dor klingelt dat mit'n Wal, un klingelt nochmal, un all de Lüüd, de wur'n mit eis ganz still und wat dat scheune grote Bild was, dat geist, Dunner eens nochmal, in de Höcht. Und achten dat Bild dor stun'n 'n paar Lüüd un snacken ganz ludhals toammen, un de annern Lüüd in't Theater, de hürten all' to, wat de achte dat Bild to snacken harrn. Dor heww id mi aber dacht: Wat geist di anner Lüüd e hr Klönn'n ad an! un dor binn'd wedder na Hus gängen.“

Unterfied

„Ihr Deutschen habt eine komische Sitte. Bei euch müssen die Frauen stets auf der rechten Seite gehen.“

„Und in Paris?“

„In Paris gehen sie immer auf der Seite, wo die Schaufenster sind.“

Neue Anstandsregel

Gläubiger: „Ich möchte mich erkundigen, wann Sie mir mein kleines Guthaben bezahlen wollen?“

Schuldner: „Und ich möchte bitten, sich nicht in meine kleinen Privatverhältnisse zu mischen.“

Berechtigte Frage

Im Gefängnis fragt ein Neueingelieferter: „Sagen Sie, Herr Inspektor, warum befindet sich denn hier vor jedem Fenster ein Gitter?“

„Zur Sicherheit.“

„Das finde ich aber übertrieben. Wer bricht denn schon in ein Gefängnis ein?“

Wußten Sie schon...

... daß die Schreibweise Rebhuhn eigentlich falsch ist und man Kephuhn schreiben müßte?

... daß es 24 Signale bei der Parforcejagd gibt? Sie gehen von der Anjagd bis zu Equipagenruf und sind nachweislich über 300 Jahre alt.

... daß man Tierheken wie im alten Rom auch zur Parodist in Deutschland kannte? Allerdings waren sie von geringerem Umfang. Immerhin erinnern sie an diese römischen Spiele. Bei der Hochzeit des Königs August des Starken 1719 hekte man zwei Löwen, einen Panther, Bären, Affen und wilde Schweine, die einander allerdings nicht viel taten.

... daß man den Schweiß des zur hohen Jagd gehörigen Wildes auch mit dem Ausdruck „Garbe“ bezeichnen kann?